

MEDIEN

Forum für historische & Kommunikationsforschung

&
ZEIT

Forschungsthema: Frauen und Öffentlichkeit

Hilde Spiel: Schriftstellerin und Publizistin

Oda Olberg: „Die beste sozialistische Journalistin“

Journalistinnen: Urteile von Zeitgenossen

Sozialforschung im Gefängnis Dokumente aus dem Jahr 1936

1/87

Jahrgang 2

Medieninhaber und Herausgeber:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“,
1014 Wien, Postfach 208;

Vorstand des AHK:

DDr. Oliver Rathkolb (Obmann), Dr. Hannes Haas (Obmann-Stv.), Dr. Roman Hummel (Obmann-Stv.), Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Geschäftsführer), Dr. Peter Malina (Geschäftsführer-Stv.), Margit Suppan (Kassierin), Dr. Theodor Venus (Kassier-Stv.), Margit Steiger (Schriftführerin), Dr. Fritz Hausjell (Schriftführer-Stv.)

Korrespondenten:

Dr. Hans Bohrmann (Dortmund), Dr. Robert Knight (London), Dr. Arnulf Kutsch (Münster)

Redaktion:

Vorstand des AHK; redaktionelle Leitung dieses Heftes: Margit Steiger, Margit Suppan

Hersteller:

Satz und Layout: Ulrike Horak

Druck: HTU Wien, Wirtschaftsbetrieb 1040 Wien, Argentinierstr. 8

Erscheinungsweise:

MEDIEN & ZEIT erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement: öS 150.— (inland), öS 150.— + Porto (Ausland)

Studentenjahresabonnement: öS 110.— (mit Inskriptionsnachweis)

Einzelheft: öS 45.—

Bestellungen an MEDIEN & ZEIT, 1014 Wien, Postfach 208

Bankverbindungen:

Creditanstalt-Bankverein (CA-BV), Konto Nr. 0123-01263/00, BLZ 11.000

Österreichische Länderbank, Konto Nr. 102-113-378/00, BLZ 12.000

Österreichische Postsparkasse (PSK), Konto Nr. 7510.438

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:

Grundlegende Richtung: MEDIEN & ZEIT ist eine wissenschaftliche Fachzeitschrift für historische Kommunikationsforschung. Sie will Forum für eine kritische und interdisziplinär ausgerichtete Auseinandersetzung über Methoden und Probleme der Kommunikationsgeschichte sein.

Medieninhaber und Herausgeber:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, 1014 Wien, Postfach 208;

Vorstand des AHK:

DDr. Oliver Rathkolb (Obmann), Dr. Hannes Haas (Obmann-Stv.), Dr. Roman Hummel (Obmann-Stv.), Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Geschäftsführer), Dr. Peter Malina (Geschäftsführer-Stv.), Margit Suppan (Kassierin), Dr. Theodor Venus (Kassier-Stv.), Margit Steiger (Schriftführerin), Dr. Fritz Hausjell (Schriftführer-Stv.)

Inhalt

Frauen und Öffentlichkeit. Einladung zur zeitgeschichtlichen und historischen Frauenforschung. <i>Irene Neverla</i>	3
„In Österreich wurde ich eigentlich vernachlässigt“. Ein Gespräch mit der österreichischen Publizistin Hilde Spiel. <i>Margit Steiger, Margit Suppan, Theo Venus</i>	8
Oda Olberg-Lerda. „Die beste sozialistische Journalistin“. <i>Fritz Hausjell</i>	17
Dokumentation: Die Journalistinnen. Urteile von Zeitgenossen. Zusammengestellt von <i>Fritz Hausjell</i>	22
Sozialforschung im Gefängnis. Marie Jahoda und das Ende der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle in Wien 1936. <i>Theo Venus</i>	29
Rezensionen. <i>Hannes Haas, Oliver Rathkolb</i>	34

Editorial

Mit diesem Heft treten wir in das zweite Jahr unseres Bestehens ein. Es stellt ebenfalls ein wesentliches Bemühen dar, die in der Gründungsnummer definierten Ziele einer neuen Kommunikationsgeschichte einzulösen. Dazu zählt ganz besonders das Spannungsverhältnis „Frauen in den Medien“ im doppelten Sinn.

Am Anfang dieses Hefes steht ein Beitrag von Irene Neverla. Sie plädiert im Sinne moderner Kommunikationsforschung für eine Erweiterung herkömmlicher Ansätze zur neuen Perspektive: Frau und Öffentlichkeit.

Anregung zu dem Gespräch mit der Publizistin Hilde Spiel war uns ihre Dissertation. In dieser 1935 fertiggestellten Arbeit unternahm sie den Versuch, eine Filmtheorie zu entwickeln, die auf sprachtheoretischen Ansätzen basiert. Das Gespräch ergab vielfältige Einblicke in ihre Situationen als Exilantin und Remigrantin, sowie weitere Lebenssituationen und zeigt uns ihr Selbstbild.

Oda Olberg, die „beste sozialistische Journalistin ihrer Zeit“, stellt ein klassisches Beispiel für die fast allgemein praktizierte Ausgrenzung von Frauen durch die von Männern beherrschte Geschichtsschreibung dar. Bestimmend für ihre heutige Nicht-Präsenz in unserem Bewußtsein ist aber auch der Umstand, daß ihr Leben im Exil endete. Etliche zur Zeit der Faschismen Mitmachende oder Schweigende sind indes heute durchaus präsent.

Was für manche beim ersten Durchlesen der Einstellungen von Zeitgenossen über Journalistinnen, die Fritz Hausjell in einem weiteren Beitrag zusammengestellt hat, bloß dümmlich, anmaßend und reaktionär klingt, war für Frauen in diesem männerdominierten Beruf damals spürbar feindliches Klima und war über die Sozialisation ohne Zweifel negativ wirksam.

Einen allzu wenig bekannten Abschnitt der österreichischen Sozialforschung vor 1938 behandelt schließlich Theo Venus in seiner Dokumentation über Maria Jahoda.

Für das Heft 2/1987 sind u. a. ein Beitrag von Oliver Rathkolb über die Maßnahmen der amerikanischen Besatzungsmacht zur Westintegration des österreichischen Journalismus sowie ein Aufsatz von Fritz Hausjell geplant, der sich mit dem von der amerikanischen Besatzungsmacht inspirierten Modell der Sozialisierung der Betriebsgewinne bei Tageszeitungen am Beispiel der *Salzburger Nachrichten* in der Nachkriegsära auseinandersetzt.

Das Herbstheft (3/1987) wird dann unter dem

Arbeitstitel *Fragen an die Kommunikationsgeschichte* primär zwei Funktionen erfüllen. Einerseits sollen Anstöße des Wiener Symposiums *Wege zur Kommunikationsgeschichte* (Mai 1986) weiterentwickelt werden, andererseits ist eine Defizitanalyse für künftige Forschungsvorhaben beabsichtigt. Wobei letzteres, nachdem in den letzten Jahren in erster Linie eine Methodendiskussion lief, vorwiegend auf der Ebene der Inhalte und Problemstellungen vorgenommen werden soll. Nach eineinhalb Bestandsjahren kann dieses Themenheft übrigens auch eine Art geistiges Atemholen für unsere Zeitschrift sein.

Die redaktionelle Planung sieht schließlich für das letzte Heft dieses Jahres u. a. Beiträge zum „Anschluß“ Österreichs an das „Dritte Reich“ im März 1938 vor.

An einer Mitarbeit an diesen projektierten Heften von *MEDIEN & ZEIT* interessierte Wissenschaftler, Studenten, Amateurchistoriker und Journalisten mögen — wie bereits bisher üblich — mit der Redaktion Kontakt aufnehmen.

Die Herausgeber

Die anfänglichen technischen Schwierigkeiten dürften nach der erfolgten Produktionsumstellung überwunden sein.

Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen:

Dr. Fritz HAUSJELL (1959)
Freiberuflicher Kommunikationswissenschaftler, Wien

Dr. Irene NEVERLA (19)
Univ.-Ass. am Institut für Kommunikationswissenschaft
(Zeitungswissenschaft) der Universität München

Margit STEIGER (1962)
Studentin am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft
der Universität Wien

Margit SUPPAN (1964)
Studentin am Institut für Publizistik- und Kommunikationsforschung
der Universität Wien

Dr. Theo VENUS (1952)
Freiberuflicher Kommunikationswissenschaftler, Wien

IRENE NEVERLA

Frauen und Öffentlichkeit

Einladung zur zeitgeschichtlichen und historischen Frauenforschung

Das Thema ist und bleibt ein Dauerbrenner: Frauen und Medien. Manchmal schon auch öde, wenn wir zum wiederholten Male durchdekliniert bekommen, was es an Ungleichheiten und Benachteiligungen im Bereich journalistischer Tätigkeiten und was es an alten und neuen Klischees bei der Darstellung von Geschlechterrollen zu lesen, sehen, hören gibt. Dabei mag gelegentlich auch das wissenschaftliche Niveau anspruchslos sein, doch dieses wird immer über- bzw. untertroffen von den Verhältnissen selbst, die sich so endlos träge nur ändern wollen, daß sie weiterhin Anlaß geben zu einfachen Defizitanalysen. Spannend wird es und bleibt es mit Sicherheit, wenn wir den Themenkreis ausweiten:

Frauen und Öffentlichkeit.

Kein Ort. Nirgends¹.

Mag als ikonographische Umschreibung für den Ausschluß der Frauen aus der Öffentlichkeitsphäre dienen. Es gibt keinen Ort, den die Frauen ihren Ort nennen könnten. Selbst die Familie, die Reproduktionssphäre, ist ein Ort, wo Frauen wohl verwurzelt, aber doch für andere tätig sind. Das Bild gilt zum heutigen Zeitpunkt auch für den Stand der Frauenforschung in der Kommunikationswissenschaft. Einzelne Forschungsfragen haben sich aufgedrängt und sind teilweise auch empirisch untersucht worden. Doch wenn sich etwa historische und zeitgeschichtliche Kommunikationsforschung auf eine systematische, ganzheitliche Suche nach den weiblichen Elementen in einer Kommunikationskultur begibt, betritt sie Neuland.

Dabei sind Fragestellungen und Material in solcher Fülle vorhanden, daß sie ein umfangreiches Forschungsprogramm ergeben würden — dessen gesellschaftliche Relevanz erheblich wäre, reflektiert doch die Stellung der Frau in der bzw. zur Öffentlichkeit gleichermaßen ihren gesamten Status in der Gesellschaft, wie sie umgekehrt ein Licht wirft auf den Entwicklungsstand einer Gesellschaft.

Öffentlichkeit als Gegenstand der Frauenforschung muß interdisziplinär behandelt werden. Aus vielen Bereichen der Geschichts- und Kulturwissenschaften, der Sprach- und Sozialwissenschaften und der Psychologie sind hier Erkenntnisse

zusammenzutragen. Nur einige Perspektiven und Fragestellungen davon werde ich im folgenden streifen.

Öffentlichkeit als „sozialer Aggregatzustand“ des Mannes und was Frauen daraus lernen können

Öffentlichkeit gilt als ein zentraler Begriff in der Politik- und Kommunikationswissenschaft, auch in der Soziologie — und ist dennoch diffus geblieben. Am allgemeinsten läßt er sich noch mit Hans Paul Bahrdts Formulierung umschreiben, Öffentlichkeit sei ein „sozialer Aggregatzustand“²; ich möchte hinzufügen: des Mannes, denn in der Literatur wird weiterhin an der Gleichsetzung des (bürgerlichen) Mannes mit dem Menschen festgehalten.

Bürgerliche Öffentlichkeit wird dargestellt als Sphäre, die sich gewissermaßen logisch-rational, weil strukturell bedingt, im Zuge der Industrialisierung bzw. der Durchsetzung kapitalistischer Verhältnisse entwickelt hat und schließlich unabdingbar mit der Herausbildung demokratischer Staatsformen verknüpft ist. Normativ gilt politische Öffentlichkeit als der für jeden zugängliche Raum, in dem sich öffentliche Meinung bildet. Ihr faktischer Ausgrenzungscharakter und die damit verbundene machtstabilisierende Funktion wird allenfalls gegenüber der proletarischen Lebenswelt erkannt, während patriarchale Verhältnisse in den Analysen ausgeblendet bleiben, und damit auch weitgehend die sozialpsychologische Dimension.

Aus der Sicht der Frauenforschung gilt es demgegenüber die These zu verfolgen, daß die Genesis der (heutigen) Öffentlichkeitsphäre nicht allein in der Entwicklung kapitalistischer Wirtschaftsverhältnisse und ihres politischen Überbaus liegt, sondern gleichermaßen im patriarchalischen Charakter dieser Verhältnisse, so daß die Ausgrenzung der Frauen nicht als historisches Mißgeschick, sondern als wirtschaftlich, politisch und sozialpsychologisch bedingter Wesenszug von Öffentlichkeit zu verstehen ist.

Um diese These zu verfolgen, wird sich die Frauenforschung mit Männerbünden in Vergangenheit und Gegenwart näher befassen müssen, um gerade in deren Genesis und Strukturen herauszuarbeiten, wie der Ausschluß der Frauen aus der Öffentlichkeit funktioniert hat.

Die geheimen Männerbünde des 18. Jahrhunderts (etwa die Freimaurer, der Illuminatenorden) waren den Zielen der Aufklärung mehr oder weniger verbunden und wurden von den staatlichen Instanzen zunächst in Grenzen durchaus geduldet³. Das Geheime der Bünde wurde noch nicht als subversiv oder konspirativ verstanden⁴, sondern im Sinne

von privat, intim, exklusiv. Geheimnis, Freundschaft und Subjektwerdung hängen auf enge Weise zusammen⁵. Ein Geheimnis zu teilen, Rituale miteinander zu zelebrieren, über einen gemeinsamen Ort zu verfügen, der außerhalb der Privatsphäre liegt und doch Geborgenheit vermitteln kann — all dies schafft einen Rahmen, in dem Vertrauen, Freundschaft, wechselseitige Unterstützung und geistige Freiheit sich entwickeln können.

Gehen wir von der Prämisse aus, daß gleichgeschlechtliche Bezugsgruppen eine wichtige Voraussetzung für Identitätsbildung darstellen (und dabei in ihrem Abgrenzungscharakter für Männer von größerer Bedeutung sind als für Frauen)⁶, so stellt sich die Frage, wie weit die Geheimbünde der Männer explizit auf diese Aufgabenstellung ausgerichtet waren und sind; und wie weit sie mit der Durchsetzung und Erhaltung der gesellschaftlichen Machtposition ihrer Mitglieder beschäftigt waren und sind. Gerade in der Verknüpfung der politischen und der psychologischen Dimensionen liegt ein spezifischer Wesenszug der männlich geprägten Öffentlichkeitssphäre — genauer gesagt: in der Verschleierung und Ideologisierung dieser beiden Dimensionen. Demgegenüber strebt die Frauenbewegung nach einer offensiven Verknüpfung der politischen und psychologischen Ebene — und wird gerade darin diffamiert. Denn was im Fall des vorgeblichen „Männerdiskurses“ recht ist, soll dem vermuteten „Frauentratsch“⁷ noch lange nicht billig sein.

Negt/Kluge⁸ haben das gewissermaßen Infame der heutigen bürgerlichen Öffentlichkeit benannt: ihren vorgetäuschten Anspruch, das Ganze der Gesellschaft zu repräsentieren, in Wirklichkeit aber nur Partikularinteressen zu verfolgen. Die bürgerliche habe die proletarische Öffentlichkeit und deren Erfahrungszusammenhänge zwar im Prinzip ausgegrenzt, absorbiere jedoch einzelne ihrer Elemente, die aber durch die Isolierung aus den ursprünglichen Erfahrungszusammenhängen an Radikalität, an politischer Wirkkraft verlieren. Parallelen zwischen der Ausgrenzung der männlich-proletarischen und der weiblichen Lebenskultur aus der bürgerlichen Öffentlichkeit sind naheliegend. Was war, bevor sich bürgerliche Öffentlichkeit konstituierte und was findet heute neben ihr statt? Welche Frauenöffentlichkeiten gab es⁹ und welche gibt es?

Welche Themen, die für Frauen relevant sind, die etwa die Frauenbewegung thematisiert hat, werden von den Medien aufgegriffen und in welcher Form? Gewalt gegen Frauen erscheint mir hier prädestiniert für Fallstudien der historischen und zeitgeschichtlichen Kommunikationsforschung. Die Frauenbewegung hat in den 70er Jahren begonnen, alltägliche Gewalt gegen Frauen auch in der Ehe zu thema-

tisieren; die etablierten Medien haben dies — abgesehen von spektakulären Einzelreportagen — bis heute nicht angemessen reflektiert. In welcher Form wird etwa in der Lokalberichterstattung der Tageszeitungen über Mißhandlungen von Frauen durch ihre Ehemänner berichtet — haben sich hier Perspektiven verschoben unter dem Einfluß der Frauenbewegung?

Schmidt-Harzbach¹⁰ berichtet über Vergewaltigungen als Massenschicksal der Berliner Frauen bei Kriegsende. Welchen Niederschlag hat dieses Massenschicksal in der damaligen Presse gefunden?

Auch die Frauenzeitschriften der ersten Nachkriegsjahre haben bisher kaum Aufmerksamkeit gefunden¹¹. Wie weit reflektiert sich in ihnen die Stärke der Trümmerfrauen, die den Kampf ums Überleben für sich, ihre Kinder, sehr oft auch ihre Männer allein ausfochten, davon aber auch so stark absorbiert wurden, daß sie auf politischer Ebene weiter und wieder machtlos blieben. Wie weit haben sich Frauen an der publizistischen „Vergangenheitsbewältigung“ in diversen Medien beteiligt? Da die Kommunikationswissenschaft eben erst intensiv begonnen hat, Brüche und Kontinuitäten in der massenmedialen Öffentlichkeit gegenüber der nationalsozialistischen Vergangenheit aufzuarbeiten, ist es von besonderer Dringlichkeit, auf den Frauenaspekt hinzuweisen, der aber vermutlich eher in Umkehrschlüssen aus den Defiziten rekonstruiert werden muß. Zur Illustrierung sei Wolfgang Staudtes bekannter und sicherlich verdienstvoller Film „Die Mörder sind unter uns“ herangezogen: Nationalsozialismus und seine Aufarbeitung ist darin eine Sache der Männer, die Frauen nur insoweit tangiert, als sie mit großer Geduld und Mühe die Männer in deren Aufarbeitungsprozeß psychisch stützen, eine selbständige politische Reflexion über den Nationalsozialismus, gar über das von ihm vermittelte Frauen- und Männerbild, kommt den Frauen jedoch nicht zu.

Die Macht der Männer ist das Schweigen der Frauen Zur Sozialgeschichte des Schweigens

Pross definiert Öffentlichkeit als „Zugänglichkeit von Beziehungen, Sachen und Menschen“¹². Die Definition dessen, was zugänglich sein soll, sei immer eine Machtfrage gewesen, desgleichen, wer über die Zugänglichkeit bestimmt; der nämlich regelt Identifikation und Privation. Identifikation meint Übereinstimmung, Privation meint Absonderung, Ausgeschaltetsein, aus der Hörweite heraustreten, verstummen.

Privation schließt wahre Kommunikation, schließt Menschwerdung aus. „Etwas zur Sprache bringen oder direkt einen zur Rede stellen, heißt zunächst, den Anspruch auf Gehör zu erheben. Aber

gehört werden wollen, das bedeutet die Anerkennung als ein Lebewesen zu verlangen, dem man sich zuwendet, auf das der andere eingeht, auf das er sich einstellt, auf das er hört. Ohne solche Hinwendung ist Mitteilung unmöglich, kann keine Kommunikation stattfinden. Indem der Anspruch auf Gehör erhoben wird, kommt nicht nur Bereitschaft zur Mitteilung zur Sprache, sondern die Forderung, in einer Sache oder von einem anerkannt zu werden, aus der Nichtachtung in Kommunikation zu treten¹³.“

Warum schweigen Frauen in der Öffentlichkeit? Schweigen ist ein Ergebnis von Einengung, von psychischer Verdrängung und politischer Entmachtung. Beginnend bei Paulus Verdikt, daß die Frau in der Kirche schweigen möge, bis hin zu den bürgerlichen Anleitungsbüchern für häusliches Glück und weiblich angemessenes Verhalten haben die Frauen die Lektion des Schweigens gründlich gelernt. Schweigen ist im Kontext einer „Karriere der Enge und Bescheidenheit“ zu sehen, auf die hin Frauen erzogen werden. Was sie tun, soll „weniger raum- und platzgreifend sein ... von ihren Bewegungen bis zur Lautstärke ihrer Stimmen und Verrichtungen¹⁴.“ Heute ist das Schweigegebot bei weitem nicht mehr so strikt wie in früheren Zeiten. Die Lektion des Schweigens ist subtiler geworden, die Verhältnisse sind differenziert.

Das Schweigen in der Öffentlichkeit steht konträr zu empirischen Belegen, daß Frauen im allgemeinen (und schon die kleinen Mädchen im Vergleich zu den gleichaltrigen Jungen) „besser“ sprechen, d. h. korrekter in Aussprache und Syntax¹⁵. Zugleich üben sich Frauen in einem vielfältigen Repertoire darin, ihre Aussagen abzuschwächen. Sie schränken die Gültigkeit ihrer Aussagen ein, stellen sich selbst in Frage, heischen um Zustimmung, werten sich selbst ab, formulieren Bedürfnisse indirekt und mittelbar. Frauen können sich als Kommunikationspartner nur unzureichend behaupten¹⁶. Neben der Sprechweise sind es auch die typischen Redestrategien, die Frauen im „Dialog“ ins Hintertreffen führen: Männer unterbrechen Frauen häufiger als umgekehrt, Männer reden länger, Männer verweigern Bekenntnisse des Zuhörens. Mehr noch, Gesprächsanalysen zeigen, daß es eine typische Rollenteilung zwischen Frauen und Männern in gemeinsamen Gesprächen gibt: Frauen leisten die Gesprächsarbeit, bringen das Gespräch voran, Männer kontrollieren und bestimmen über die Themen¹⁷.

Solche Funktionsteilungen sind sicher nicht nur im privaten Kontext erkennbar, sondern haben auch Niederschlag gefunden in den Medien. Hinwendung zur Mitteilung auf der einen, Bereitschaft zur Mitteilung auf der anderen Seite — wie weit sind sie in

öffentlichen, in massenmedialen Gesprächen gegeben? Hier lassen sich v. a. bezüglich der Medien Funk und Fernsehen eine Fülle von Untersuchungsthemen entwickeln. Verbale und nonverbale Gesprächsanalysen von Interviewsituationen¹⁸, von Diskussionsrunden, Spielsituationen in Quiz- und Showsendungen stehen aus.

Darüberhinaus liegt in der Rezipientenforschung ein breites Feld brach. Welche spezifischen Formen weiblichen Kommunikationsverhaltens in diversen Altersgruppen und sozialen Bezügen sind erkennbar, welche Erwartungen an die Medien werden jeweils gestellt? Welche Funktionen erfüllt etwa die feministische Presse¹⁹ heute neben den etablierten Publikumszeitschriften für Frauen?

Auf der Suche nach einer weiblichen Kommunikationskultur

Die Suche nach weiblichen Elementen unserer Kommunikationskultur darf sich nicht auf jene Sphäre beschränken, die als politische Öffentlichkeit definiert ist²⁰. Als öffentlicher Raum ist alles zu verstehen, was nicht zu Hause in den vier Wänden liegt: Straßen und Plätze²¹, Märkte²², Geschäfte und Betriebe, Schulen und Hochschulen, öffentliche Verkehrsmittel, Cafés, Discos und Gaststätten²³, Fußballplätze usw.

Die Spurensuche wird stellenweise archäologisch-akribischen Charakter annehmen müssen, denn unser aller Wahrnehmung ist geprägt von patriarchalischen Sichtweisen und Sprachformen. So werden wir etwa die Sozialgeschichte der Publizistinnen und Journalistinnen nur erarbeiten können, wenn wir auch jene Frauen miteinbeziehen, die an ihrem Beruf gescheitert sind.

Was waren die Schicksale, die Produktionsweisen und -formen der Publizistinnen und Journalistinnen früherer Jahrhunderte —, von denen viele unter Pseudonym veröffentlichen mußten — die meist durch die vorherrschende Arbeits- und Rollenteilung spätestens mit Ehe und Mutterschaft aus ihrer publizistischen Arbeit verdrängt wurden²⁴? Wie weit verfügten sie konkret und im übertragenen Sinn über ein „Zimmer für sich“²⁵, über Räume und Zeiten der Reflexion, in die sie sich zurückziehen konnten? Wie sehr bestimmten die Einengungen ihres Lebens die Gestaltungsformen ihrer Produkte²⁶? Wie weit sind ihre Anregungen und Arbeiten in die Leistungen ihrer Männer eingegangen²⁷? Welche publizistischen Leistungen haben die bürgerlichen Salons der Frühromantik hervorgebracht, in denen für kurze Zeit eine Art androgyne Öffentlichkeit blühte, an der Frauen und Männer gleich teilhatten²⁸?

Welche Stellung hatten Journalistinnen in der 1. Republik, in der Weimarer Republik, unter dem

Nationalsozialismus? Wie weit wurde die NS-Ideologie, die Frauenarbeit auch im Journalismus weitgehend verhindern wollte, durch die realen Wirtschaftsverhältnisse aufgeweicht?

Wir nehmen an, daß Journalistinnen nach 1945 für einige Jahre über relativ gute Berufschancen verfügten, weil es an Männern mangelte, die als politisch unbelastet galten. Wo und wie sind sie in und außerhalb des Berufsfeldes versickert? Die selbe Frage läßt sich fortführen bis an den heutigen Tag: der stetig gestiegene Frauenanteil in den Ausbildungseinrichtungen, die zum Journalismus führen, hat offenbar nicht zu einem adäquaten Anstieg des Frauenanteils im hauptberuflichen Journalismus geführt. Der Journalismus ist und bleibt auf längere Sicht ein Männerberuf, in Österreich²⁹ und anderswo, dessen Orientierungsmuster, Regeln, Arbeitsstile und vermutlich auch Inhalte weitgehend von der männlichen Mehrheit der Berufsangehörigen und ihren Interessen geprägt werden.

Die von mir angeführten Fragen sind als unvollständige Liste von Anregungen zu verstehen, als Einladung zur zeitgeschichtlichen und historischen Frauenforschung in der Kommunikationswissenschaft. „Kein Ort. Nirgends“ darf nicht als Verdikt aufgefaßt werden, eher als Chance: Heimatlosigkeit muß nicht zu Entwurzelung und Machtlosigkeit führen, das Wandeln zwischen den Welten kann auch Kräfte freisetzen, die neue innovative Perspektiven eröffnen.

¹ Christa Wolf: *Kein Ort. Nirgends*, Darmstadt 1979. In dieser historischen Fiktion schildert Christa Wolf die Begegnung von zwei Außenseitern der Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Die Schriftstellerin Günderode, die ihrer Berufung als Dichterin folgt und dafür den Preis bezahlt, als Mensch und als Frau nicht mehr wahrgenommen zu werden, zerbricht daran ebenso wie der Schriftsteller Kleist an den Ansprüchen, die das gefühlsfeindliche, jede Geschlechtsambiguität negierende Männerbild seines Zeitalters an ihn stellt.

² Hans Paul Bahrdt: *Die moderne Großstadt*. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Reinbek 1961.

³ Vgl. Peter Christian Ludz (Hrsg.): *Geheime Gesellschaften*, Heidelberg 1979.

⁴ Geheime Organisation und öffentliches politisches Engagement waren unter den Herrschaftsbedingungen des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts in Deutschland kein Widerspruch, sondern ergänzten einander. Erst in dem Maße, wie die Restauration nach dem Wiener Kongreß einerseits und die ökonomischen Kräfte des Bürgertums andererseits sich verstärkten, also die Diskrepanz zwischen Herrschafts- und Wirtschaftsordnung sich zuspitzte, mußten die alten Geheimbünde sich öffnen, wollten sie politisch wirksam werden. Geheime, d. h. konspirative, subversive Bünde existierten weiter, aber in anderer Form. Ihre Träger waren die radikale Intelligenz, die frühe Arbeiterbewegung. Daneben fanden die Geheimbünde des 18. Jahrhunderts ihre funktionelle Fortführung in den Parteien und publizistischen Organen des 18. Jahrhunderts.

⁵ Vgl. Josef Gunz: *Notizen zum Sprachgebrauch unter dem Einfluß gegenwärtiger und zukünftiger technischer Bedingungen*, Österreichisches Jahrbuch für Kommunikationswissenschaft, Wien 3 (1985)

S. 59—70. In seiner Untersuchung über Sprachgebräuche in einem Studentenheim kommt Gunz zu dem Ergebnis, daß eine Art „Geheimsprache ... gerade der Offenheit des Heimes wegen einen Rest von Privat- und Intimsphäre ermöglichte.“ (S. 65)

⁶ Vgl. Nancy Chodorow: *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*, München 1985.

⁷ Vgl. Cheryl Benard, Edit Schlaffer: *Männerdiskurs und Frauentratsch. Zum Doppelstandard in der Soziologie. Ein Beitrag zur Methodeninnovation*, Soziale Welt 32,2 (1981) S. 119—136.

⁸ Oskar Negt, Alexander Kluge: *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*, Frankfurt 1972.

⁹ Vgl. Ilona Ostner: *Frauen und Öffentlichkeit. Versuche einer Ortsbestimmung*, arch + Dezember 1981, S. 21—30.

¹⁰ Vgl. Ingrid Schmidt-Harzbach: *Eine Woche im April*, Berlin 1945. *Vergewaltigung als Massenschicksal*, Feministische Studien, 3,2 (1984) S. 51—65.

¹¹ Vgl. Ingrid Schmidt-Harzbach: *Nachkrieg I*, Courage 6 (1982) S. 32—40.

¹² Harry Pross: *Protest. Versuch über das Verhältnis von Form und Prinzip*, Neuwied 1971, S. 9; vgl. auch Roland Hitzler: *Und Adam versteckte sich. Privatheit und Öffentlichkeit als subjektive Erfahrung*, Soziale Welt 36,4 (1985) S. 503—518.

¹³ Harry Pross, a. a. O., S. 21.

¹⁴ Cillie Rentmeister: *Frauenwelten — Männerwelten*, Opladen 1985, S. 17 (Alltag und Biografie von Mädchen, Bd. 8).

¹⁵ Senta Trömel-Plötz: *Frauensprache: Sprache der Veränderung*, Frankfurt 1982, S. 79ff.

¹⁶ Vgl. ebenda; sowie Senta Trömel-Plötz (Hrsg.): *Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen*, Frankfurt 1984; Luise F. Pusch (Hrsg.): *Feminismus. Inspektion der Herrenkultur*, Frankfurt 1983.

¹⁷ Friedrich Werner: *Gesprächsarbeit und Themenkontrolle*, Linguistische Berichte 71 (1981) S. 26—46.

¹⁸ Vgl. Senta Trömel-Plötz: „Es ist nicht meine Haut“. *Rudolf Augstein und Alice Schwarzer*, medium 15,3 (1985) S. 6—15.

¹⁹ Vgl. Claudia Weinel: *Feministische Presse in der Bundesrepublik Deutschland und West-Berlin*, Magisterarbeit an der Universität München 1984.

²⁰ Die Fruchtbarkeit eines Öffentlichkeitsbegriffs und seiner historischen Analyse, der über die politische Sphäre hinausgeht, zeigt sich auch bei Richard Sennett: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt 1983.

²¹ Vgl. Cheryl Benard, Edit Schlaffer: *Der Mann auf der Straße. Über das merkwürdige Verhalten von Männern in ganz alltäglichen Situationen*, Reinbek 1980; K. Dörhofer, U. Terlinden (Hrsg.): *Verbaute Räume. Auswirkungen von Architektur und Stadtplanung auf das Leben von Frauen*, Köln 1985.

²² Nach Hans Paul Bahrdt, a. a. O., war der Markt die ursprüngliche Form der Öffentlichkeit — wo Frauen bekanntlich wichtige Positionen innehatten und haben. Auch hierzu müßte Näheres erst erforscht werden.

²³ Vgl. Kurt Back, Donna Polisar: *Salons und Kaffeehäuser*, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 25 (1983) S. 276—286; Klaus Laermann: *Kommunikation an der Theke. Über einige Interaktionsformen in Kneipen und Bars*, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 35 (1983) S. 420—430.

²⁴ Vgl. Ruth-Ester Geiger, Sigrid Weigel: *Sind das noch Damen? Vom gelehrten Frauenzimmer-Journal zum feministischen Journalismus*, München 1981.

²⁵ Vgl. Virginia Woolf: *Ein Zimmer für sich allein*, Berlin 1968.

²⁶ Irmtraud Morgner meint, daß die Epik als literarische Form nur von Schriftstellern durchgehalten werden kann, die von Reproduktionsaufgaben weitgehend frei sind, vornehmlich also Männer. Irmtraud Morgner: *Leben und Abenteuer der Trobadora*

Beatriz Diaz nach Zeugnissen über Spielfrau Laura, Darmstadt 1976.

²⁷ Vgl. Ulrike Stelzl: „Die zweite Stimme im Orchester“. Zum Bild der Künstlerin in der Kunstgeschichtsschreibung. In: Luise F. Pusch, a. a. O. (Anm. 16), S. 259–278.

²⁸ Vgl. Ilona Ostner, a. a. O. (Anm. 9).

²⁹ Vgl. Daniela Jentzsch, Gabriele Schilcher: *Berufssituation von Journalistinnen in Österreich*, Dissertation an der Universität Salzburg 1987. In dankenswerter Aufrichtigkeit hat der ehemalige Generalintendant des ORF, Gerd Bacher, den Wunsch geäußert, daß Medienbetriebe wie Männerorden organisiert sein sollten („Zeitzeugen“, ORF, FS 1, am 17. 11. 1985). Siehe auch die Dokumentation „Die Journalistinnen. Urteile von Zeitgenossen“ von Fritz Hausjell in der vorliegenden Ausgabe von „Medien & Zeit“.

³⁰ Vgl. Irene Neverla, Gerda Kanzleitner: *Journalistinnen. Frauen in einem Männerberuf*, Frankfurt 1984; Irene Neverla: *Arbeitsmarktsegmentation im journalistischen Beruf*, Publizistik 28, 3 (1983) S. 343–362; dieselbe: *Balanceakte zwischen Angleichung und Abweichung im Journalismus. Aspekte beruflicher Sozialisation von Journalistinnen*, Publizistik 31, 1–2 (1986) S. 129–137.

„In Österreich wurde ich eigentlich vernachlässigt“

Ein Gespräch
mit der österreichischen Publizistin
Hilde Spiel

MARGIT STEIGER — MARGIT SUPPAN
THEO VENUS

Den Anlaß unseres Gesprächs mit Hilde Spiel bildete ihre im Jahre 1935 am Psychologischen Institut der Universität Wien approbierte Dissertation *Versuch einer Darstellungstheorie des Films*, in der sie den Versuch unternahm, „den theoretischen Unterbau einer Kunstform zu liefern, deren Werdegang sich innerhalb einer Generation sprunghaft vollzogen hat“ (Vorwort). In der Tat galt Wien für einige Jahre, während der Zeit der Inflation (1920—1923), als heimliche Filmstadt Europas. Die Wiener Filmateliers, mit der Sascha-Film an der Spitze, die zusammen mit anderen Ateliers, welche 1938 in der Wien-Film aufgingen, bildeten damals eine Durchgangsstation zum Weltruhm für Regisseure, wie Fritz Lang, Erich v. Stroheim, G. W. Pabst, Billy Wilder, Arnold Preßburger und vor allem Alexander Korda und Michael Kertész (Michael Curtiz), den beiden ‚Hausregisseuren‘ der Sascha.

Eine Geschichte des Films zu schreiben, ohne den österreichischen Film dieser Jahre zu nennen, wäre zumindest fehlerhaft. Aber auch die Wurzeln der Filmtheorie, aus der Arbeit des Filmkritikers hervorgehend, reichen in diese Zeit zurück: Béla Balázs erstes Buch zu dieser Thematik (*Der sichtbare Mensch*) erscheint im Frühjahr 1924, ein Resultat seiner Mitarbeit als Filmkritiker des Wiener *Tag*. Auch Arnold Hauser, wie Balázs früher Angehöriger des Budapester ‚Sonntagskreises‘ um Lucács und Karl Mannheim, dessen Mitglieder nach dem Zusammenbruch der Räterepublik verfolgt und verfemt nach Wien emigrieren, beginnt hier seine Arbeit über Ästhetik und Soziologie des Films, die Jahrzehnte später in seine berühmte *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur* einmündet. Politisch steht die für die Entwicklung der Kunst- und Literatursoziologie so außerordentlich bedeutende ungarische Emigration links: daher gibt es auch, auch keine engen, so doch Beziehungen zur österreichischen Sozialdemokratie, die dem Medium Film aufgeschlossen, dem kommerziellen Filmschaffen aber kritisch gegenübersteht, wie die z. T. gegen die Filmpraxis der eigenen Partei gerichteten Kinokritiken des jungen Filmkritikers der *Arbeiter-Zeitung* Friedrich Rosenfeld zeigen.

Innerhalb der Sozialdemokratie gibt es auch eine stark pädagogisch orientierte Beschäftigung mit den Wirkungen des Films vor allem auf die Jugend, deren Bedeutung aus heutiger Sicht in erster Linie darin besteht, daß daraus das Interesse an einer empirischen Erforschung des Films entsteht. Wenn es auch andere Versuche in diese Richtung gibt, wie Ludwig Gesek's frühe (nicht publizierte) empirische Untersuchung über das Kinopublikum, so bildet doch der Kreis um Charlotte Bühler und Paul F. Lazarsfeld und dessen *Wirtschaftspsychologischer Forschungsstelle* eine Art Zentrum dieser empirischen Erforschung des Films. Von Lazarsfeld selbst stammen Vorschläge für eine große Studie über das Kinopublikum, die allerdings an der fehlenden Finanzierung scheitern.

Hilde Spiel nimmt als Studentin der Psychologie regen Anteil an den am Bühler-Institut laufenden Diskussionen und Forschungen; ebenso an den empirischen Forschungsarbeiten der Forschungsstelle, die sich unter Lazarsfelds und Zeisels Ägide langsam von der Universität zu lösen beginnt, arbeitet sie, wie auch aus dem Gespräch mit ihr hervorgeht, vorübergehend mit.

Von hier empfängt sie z. T. auch ihre Anstöße zur Beschäftigung mit dem Medium Film. Das Gutachten Karl Böhlers über das Ergebnis ihrer Dissertation bestätigt dies: „Die Verfasserin“, so Bühler, „hat über ein Jahr intensiv an *ausgedehnten Filmuntersuchungen* des Psychologischen Institutes mitgearbeitet“. Ihre Arbeit biete ein „Teilergebnis über die Eigenart der Darstellung des Films“.

Die Beschäftigung mit dem Film als ästhetischem Medium zur Verarbeitung und Darstellung gesellschaftlicher Realität, wie sie von Hilde Spiel in dieser Arbeit „vom Drehbuch her“ erfolgt, reicht nachweislich bis ins Jahr 1932 zurück. In einem für die *Neue Freie Presse*, in der Hilde Spiel später ihre ersten literarischen Arbeiten unterbringen kann, verfaßten Artikel über *Experimente des Films* (Neue Freie Presse 25. 3. 1932.), versucht sie im Frühjahr 1932 einen „Rückblick“ und zugleich den „Versuch einer Vorschau“ auf die Entwicklungsmöglichkeiten des Tonfilms zu geben. Das Problem, um das es Hilde Spiel dabei geht, ist es, die für sie erst ansatzweise erkennbaren Möglichkeiten des Tonfilms ausgehend von den bereits verfaßten, progressivsten Filmtheorien, die den Stummfilm zur Grundlage haben (Balázs, Arnheim, Pudowkin) unter Heranziehung der Zweifelderlehre der Sprachtheorie ihres Lehrers Karl Bühler weiterzuentwickeln. „Was der Tonfilm zunächst brachte, war die Angleichung an das Theater, der Verzicht auf die ungeheuren Möglichkeiten der allein bildhaften Darstellung“. Aber: „Bild und Ton in völliger Übereinstimmung in dem Zusammenwirken, das in der Wirklichkeit tatsächlich

besteht, kann nicht zur Zukunft des Films werden, weil es die des Theaters ist“. In dem Versuch einer Theorie des Films als einer „Kunstform sui generis“ in philosophisch-ästhetischer Begrifflichkeit, wie sie ihn in ihrer Dissertation unternimmt, stützt sie sich als leidenschaftliche Kinobesucherin „auf ein Material von nahezu 100 Filmen“. Dabei sind für sie, wie aus einem breiten, erläuternden Anhang hervorgeht, ihre profunden Kenntnisse sowohl des Films, wie auch des Theaters, deren ‚Realitätsaufbereitung‘ ein und desselben Themas mit unterschiedlichen Stilmitteln sie miteinander vergleicht, von Vorteil. Das Fazit, das Hilde Spiel zieht, kann in den folgenden Sätzen ihrer Dissertation zusammengefaßt werden: Der Stummfilm habe, von einigen wenigen im Anschaulichen wurzelnden Stilfaktoren (Tendenz, Symbol und Refrain) „keine Möglichkeit, sich selbst zu kommentieren“ und so als Kunstform seine „Grenzen zu sprengen“. Die erst in Ansätzen erkennbare wirklich sinnvolle Ergänzung der Sprache im Film liege darin, daß ihr Einsatz „von ihrer einfach deiktischen bis zur vollen Funktion des Organomodells abgewandelt“ werde.

Die Dissertation:
*Von der Sprachtheorie Bühlers
zur Filmanalyse*

M & Z: Sie haben im Jahre 1935 ihre Dissertation unter dem Titel *Versuch einer Darstellungstheorie des Films* eingereicht. Wie sind Sie über die Psychologie zum Film gekommen, respektive wie kamen Sie dazu, in einer Zeit, in der der Film noch ein werdendes Medium war, eine Filmtheorie zu erstellen?

H. S.: Ich habe mich schon vor meinem Studium sehr für Film interessiert und genauso wie ich theaterbesessen war, war ich filmbesessen. Als ich mir dann überlegt habe, worüber ich dissertieren könnte, habe ich mich Karl Bühler zugewandt, obwohl ich Moritz Schlick weit mehr bewundert habe. Aber ich habe mich dann doch nicht an eine rein philosophische Dissertation gewagt, da meine mathematischen Fähigkeiten begrenzt sind. Ich habe bei Schlick zwar ein sehr gutes Examen gemacht, an seinen Seminaren teilgenommen und auch seine Theorien verstanden, aber in dem Moment, wo Abstraktionsvermögen und mathematische Logik vonnöten waren, habe ich gesehen — also da geht es nicht weiter. Obwohl mein Vater Naturwissenschaftler war. Ich habe mich also mit dem Karl Bühler unterhalten, der gewußt hat, daß ich zur Ästhetik tendiere und daß mein Interesse eher ein schöngestiges als ein strikt experimentalpsychologisches ist. Er hat sich gedacht, daß zu seiner Sprach- und Ausdruckstheorie ganz gut eine Theorie über andere künstlerische Zweige passen würde —

und mich so auf den Film hingelenkt.

M & Z: Die Tatsache, daß Sie den Versuch gewagt haben, den Film als Sprache zu analysieren, ist zweifelsohne bemerkenswert. Es hat in dieser Beziehung ja erst in der jüngeren Filmtheorie wieder wirklich ausführliche Studien — z. B. von Christian Metz gegeben.

H. S.: Darüber weiß ich zuwenig, aber ich habe mich auf die Sprachtheorie von Bühler nicht wirklich eingelassen. Ich glaube, eine rein theoretische oder gar linguistische Dissertation hätte ich nicht schreiben können, — es war hauptsächlich die ästhetische Seite, die mich fasziniert hat. Und wenn ich mir jetzt die Dissertation anschau, so habe ich das Gefühl, daß die ganze Arbeit ein bißchen künstlich auf die Bühler'sche Theorie aufgesetzt ist.

M & Z: Zu einem großen Teil basiert ihre Filmtheorie doch auf der Filmanalyse und dem Versuch einer Gegenüberstellung von Drama, Roman und Film.

H. S.: Das war eigentlich, was mich daran interessiert hat. Die drei Kunstformen miteinander zu vergleichen. Ich habe komischerweise erst viel später einen Aufsatz von Thomas Mann entdeckt, in dem er das, was ich mir da so ungeheuer mühsam zurechtgelegt hatte, einfach aus dem Ärmel schüttelt — nämlich, daß der Film mit der Epik, mit dem Roman eine viel größere Verwandtschaft hat, als mit dem Drama. Ich bin zu diesem Schluß erst nach vielen Vergleichen gekommen, während das für ihn offensichtlich klar war.

Ganz sicher ist, daß mich die Sprachtheorie an sich nicht so sehr interessiert hat, aber daß ich natürlich darin einen Ansatz gefunden hatte. Film als Kunst und die Durchleuchtung der ästhetischen Mittel, die der Film entwickelt hatte — das war für mich damals wissenswert.

Aber ich wollte noch zu einer anderen Sache etwas sagen — ich habe eine ziemlich lange Maturaarbeit geschrieben über die Jünglingsgestalten von Jakob Wassermann, die ich eigentlich interessanter finde als meine Dissertation; mehr auf meiner Linie liegend — schon mehr Literaturressayistik.

Dichterische Anfänge in der *Neuen Freien
Presse*

M & Z: Sie waren schon sehr früh schriftstellerisch tätig, unter anderem auch im tagespublizistischen Bereich. War das einträglich genug in jener Zeit, um davon leben zu können?

H. S.: Nein, leben konnte man davon ganz sicherlich nicht. Aber ich habe bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich Österreich verlassen habe, bei meinen Eltern gelebt. Ich hatte ein sehr gutes Verhältnis zu

ihnen, sie waren noch sehr jung — meine Mutter war 21, als ich auf die Welt gekommen bin, mein Vater 24. Ich sah mich also durch nichts veranlaßt, mein Elternhaus zu verlassen und war dadurch in der Lage, von dem Geld, das ich durch meine publizistische Arbeit verdiente, meine Reisen zu finanzieren.

Dann habe ich für mein erstes Buch *Kati auf der Brücke* den Julius-Reich-Preis in der Höhe von 1000.— bekommen und damit bin ich dann bald ins Ausland gefahren.

Eine Weile lang habe ich so kleine Sachen gemacht, unter anderem habe ich bei einer Zeitschrift, die *Neuzeitlicher Haushalt* hieß, gearbeitet.

M & Z: Was war das für eine Zeitschrift?

H. S.: Das war eine Frauenzeitschrift, die sich ganz auf das Häusliche bezogen hat, aber das war mir langweilig, diese Dinge haben mich damals nicht interessiert.

M & Z: Ihr journalistischer Werdegang hat aber doch bei der *Neuen Freien Presse* begonnen?

H. S.: Ja, es gab da einen Wettbewerb für junge Schriftsteller, ich habe daran teilgenommen, eine Novelle von mir wurde gedruckt, und so bin ich zur *Presse* gekommen. Irgendwann habe ich dann wieder eine Kurzgeschichte eingeschickt und dann sind halt immer wieder drei oder vierspaltige Erzählungen in der *Presse* erschienen.

Es waren keine Artikel; abgesehen von einem Bericht über die *Pfeffermühle*, dem Kabarett von Erika Mann in Zürich, den ich 1933 verfaßt habe, und einer sehr persönlichen Schilderung meiner Reiseerlebnisse in Belgien, waren das wirklich nur Erzählungen, Phantasiebilder, also weder Reiseberichte noch Theaterrezensionen.

M & Z: Sie haben damals als Literatin Stoffe gewählt, die Zeitgeschichte reflektiert haben, gab es in dieser Hinsicht nach 1933, bezogen auf ihre journalistische Tätigkeit, Probleme in der Redaktion?

H. S.: Nun, diese Erzählungen waren nicht zeitbezogen — ich habe eine Reihe von ihnen in dem Band *Der Mann mit der Pelerine* veröffentlicht. Sie machen überhaupt keinen politischen oder zeitkritischen Eindruck, es sind eher harmlose kleine Liebesgeschichten oder Kindheitserinnerungen ... da bin ich in keinen Konflikt geraten. Überdies war der Austrofaschismus ja schlampig; die Verschärfung des Kurses ist erst eingetreten, nachdem ich schon weg war. Unmittelbar nach dem Februar 1934 gab es natürlich keine Meinungsfreiheit, allerdings hat sich das dann wieder ein wenig verschlafft, verwischt — ja, es war eine verschmierte Zeit.

Der kulturpolitische Anschluß und die *Neue Freie Presse*

H. S.: Das letzte Kapitel meines neuen *Wien-Buches* handelt von der 1. Republik, — das ist etwas, was diese Bücher über die Zeit um 1900 nicht machen, die lassen alle die Erste Republik aus, aber mein englischer Verleger hat sich das gewünscht, es geht also bis 1938 — und da habe ich in einem ziemlich langen Schlußkapitel über 50—60 Seiten die Erste Republik zu dokumentieren versucht und dabei auch die Geschichte mit Csokor erwähnt. Csokor's Drama *Der dritte November 1918* — es ist ja das einzig wirklich gute Stück von ihm, wurde im Jahre 1937 am Burgtheater aufgeführt und er bekam dafür auch den Burgtheater-Ring, einen Brillanten, von dem er dann, wie er mir erzählt hat, immerhin in der Emigration einige Monate leben konnte. Aber es ist eine wesentliche Sache mit diesem Stück passiert, die er mir erzählt hat und die ich ungeheuer charakteristisch finde, sodaß ich sie auch in dem *Wien-Buch* festgehalten habe. Also es kommt in dem Stück eine ganz wunderbare Sache vor: da begraben diese Offiziere ihren toten Oberst, stehen um das Grab herum und jeder schüttet Erde auf das Grab und, da alles verschiedene Nationalitäten sind, sagt der eine ‚Erde aus Böhmen‘, der nächste ‚Erde aus Polen‘ und so fort und dann kommt am Schluß der jüdische Regimentsarzt Grün und sagt ‚Erde aus Österreich‘. Das ist ungeheuer bewegend, denn als einziger von allen Offizieren der alten Armee hatte er im Grunde wirklich nur Österreich als Heimat. Aber genau das durfte bei dieser Aufführung im Jahre 1937 nicht auf der Bühne vorkommen.

Obwohl Dollfuß und auch Schuschnigg immerhin versucht haben, dieses Österreich irgendwie unabhängig zu halten, haben sie damals schon angefangen auch antisemitisch zu agieren, obwohl in den Reihen der Heimwehr eine ganze Reihe assimilierter jüdischer Herrschaften waren. Sie haben also eigentlich begonnen, mit dem gewissen voraus-eilenden Gehorsam, die Nazis sogar von rechts zu überrunden, sodaß ihre Politik kaum noch von einem Nazi-Staat zu unterscheiden war.

M & Z: Ja, aber war das nicht auch schon vorher angelegt in der politischen Ideologie und auch bei einigen Kulturpolitikern, wie z. B. Rudolf Henz?

H. S.: Ich habe eigentlich immer gedacht, und bis 1936 nichts Gegenteiliges bemerkt, daß sie das Österreichische betont, und das Deutsche, vom älteren Deutschnationalismus der Sozialdemokraten hier einmal abgesehen, eher beiseitegeschoben haben ...

M & Z: Das ist vor allem auf der Ebene des zentralen seriösen Presseorgans interessant, der *Neuen Freien Presse*, für die Sie ja damals auch

gearbeitet haben und die ja einen nicht immer leicht nachzuvollziehenden politischen Kurs verfolgte. Einerseits war sie Anfang der dreißiger Jahre von der Bundesregierung insgeheim mehrheitlich angekauft worden und andererseits bestimmten etwa Leute wie Ernst Molden wesentlich den politischen Kurs der Zeitung.

H. S.: Dazu kann ich soviel sagen, ich habe das, was ein Freund für mich gefunden hat, auch in meiner Einleitung zu dieser Literaturgeschichte zitiert, obwohl ich es natürlich nicht beweisen kann, daß es dieser Molden war: es erschien einige Tage nach dem Einmarsch vom 12. März ein Leitartikel, der mit *M* gezeichnet war und der vollkommen positiv dem deutschen Einmarsch gegenüber Stellung bezog. In so blumigen Wendungen wie vom ‚großen Strom‘ und ‚kleinen Strom‘, wie das Benedikt immer praktizierte — ein widerlicher Leitartikel, und den hat vielleicht wirklich Ernst Molden geschrieben.

M & Z: Ihre Einschätzung wird insofern bestätigt, als diese Tendenz bei Molden auch aus seinen außenpolitischen Radiokommentaren für die RAVAG, er war ja der erste außenpolitische Kommentator im Rundfunk, ablesbar ist, wie aus der Dissertation Brigitte Sauers hervorgeht. Er scheint also einen dezenten Deutschnationalismus vorweggenommen zu haben.

H. S.: Ja gut, das ist diese ganze alte Tradition, es ist ja so merkwürdig mit diesem Liberalismus und dieser großdeutschen Haltung österreichischer Prägung. Der Molden war ja, wie ich glaube, jüdischer Herkunft, er hatte also überhaupt keine Möglichkeit sich unter den Nazis zu halten; aber irgendwie haben sie ihn dann durchgebracht durch die Preradovič usw. Auf jeden Fall hätte er um diese Zeit längst einsehen müssen, daß das das falsche Roß war, auf dem er saß. Aber die Tradition der großdeutschen Liberalen, die ja im Wiener Judentum bis zum Einmarsch von Hitler zum Teil noch verbreitet war, die hat er auf seine Weise wahrscheinlich benützt, um sich noch eine Weile anzubiedern. Na ja, das war auch kein großer Charakter.

M & Z: Sie haben während ihres Studiums bereits zwei Romane geschrieben. Der erste, *Kati auf der Brücke* ist im Jahre 1933 bei Zsolnay erschienen.

H. S.: — Ja, das war im März 33 kurz nach Hitler's Machtergreifung. In meinem Alter, mit 21, war das schon ein sehr guter Anfang. Dieses Buch hat Zsolnay noch veröffentlicht. Und dann habe ich einen zweiten Roman geschrieben, der hieß *Der Sonderzug* und war sehr ambitioniert, doch Zsolnay war der Meinung, daß es für ihn ein zu großes Risiko sei, dieses Buch zu verlegen; inzwischen mußte man zur Reichsschrifttumskammer, was ich ja wegen meiner Herkunft nicht konnte; es würde sich in Österreich

und in der Schweiz nicht genug verkaufen, und abgesehen davon wäre es literarisch zu anspruchsvoll. Mich hat das sehr getroffen. Ich habe dann einen anderen Verleger gefunden, der meinte, ich solle doch irgendein leichtes, kleines Sommerbuch schreiben und da habe ich *Verwirrung am Wolfgangsee* geschrieben, das dann im Höger-Verlag erschienen ist.

1936, nach meiner Promotion, habe ich eine große Reise nach Italien gemacht und daraus ist das Buch *Flöte und Trommeln* entstanden, und nachdem ich es begonnen hatte, ging ich nach England.

Marktforscherin für die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle

M & Z: Bevor sie Österreich verlassen haben, haben Sie doch auch Verbindungen zum Bühler-Institut gehabt. Haben Sie in diesem Kontext auch mit Paul Lazarsfeld zusammengearbeitet, der ja bis 1934, bevor er nach Amerika gegangen ist, dort tätig war?

H. S.: Ich habe ihn natürlich gekannt, er war ja damals noch in Wien. Solange ich in der wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle gearbeitet habe, ist er dort immer wieder aufgetaucht, aber als Leiter war er nicht mehr dauernd tätig. Die unmittelbare Leitung haben Hans Zeisel, Marie Jahoda und Gerti Wagner innegehabt. Im Jahr 1933 habe ich eine einzige selbständige Studie in der Schweiz durchgeführt.

M & Z: Worum ging es in dieser Studie?

H. S.: Das war eine Untersuchung über Bally-Schuhe — in die Wirtschaft zu gehen war die einzige Möglichkeit, dieses Institut, das sich ja im Grunde für soziologische Probleme interessiert hat, erhalten zu können. Aber, um auf Lazarsfeld zurückzukommen — Ich habe erst vor kurzem ein Buch in englischer Sprache geschrieben, das in England im Mai, in Österreich und Deutschland aber erst im Herbst erscheinen wird. Es heißt *Vienna's Golden Autumn*, umfaßt den Zeitraum von 1866—1938 und schildert in 12 Kapiteln verschiedenste Aspekte des Kultur- und Geisteslebens auf eine möglichst populäre Art und Weise. Darin gibt es ein Kapitel — „Thinkers and Dreamers“, das sich, natürlich im Kontext, mit Schlick, Bühler und Lazarsfeld auseinandersetzt.

M & Z: In der dtv-Anthologie *Von Reich zu Österreich* erwähnen sie in einer kurzen Bemerkung den Rikola-Verlag und die Tatsache, in das Verlagswesen irgendwie auch hineingeboren worden zu sein.

H. S.: Ja, zu meinen frühen Kindheitserinnerungen zählt ein guter Freund meiner Eltern, ein Verehrer meiner sehr schönen Mutter, Dr. Otto Umlauf, der, glaube ich, Cheflektor beim Rikola-Verlag war. Dieser Onkel Otto verkehrte sehr lange in unserem

Hause und spielte eine wichtige Rolle in meinem Leben: sämtliche Neuerscheinungen des Rikola-Verlages standen bei uns auf den Bücherregalen und das habe ich dann alles gelesen.

Emigration: Schriftstellerin als Nebenberuf

M & Z: Um von ihrer beruflichen Sozialisation auszugehen — Sie hatten ein abgeschlossenes Studium, hatten bereits zwei Bücher veröffentlicht und waren auch publizistisch tätig. Wie sah Ihr berufliches Selbstverständnis aus, als Sie 1936 ins Exil gingen?

H. S.: Ich habe mich zwar als Akademikerin, aber doch in erster Linie als Schriftstellerin gesehen — ich hatte ja einige Kurzgeschichten und zwei Romane veröffentlicht. Daß ich gerade 1936 nach England ging, ist auch kein typischer Fall, denn die erste große Flüchtlingswelle, die Sozialisten, die im Jahr 1934 geflohen sind, war schon vorbei. Wahrscheinlich wäre auch ich schon 1934 ausgewandert, wenn ich mein Studium schon beendet gehabt hätte. Ich wollte ja weg, dieser ganze Ständestaat war mir verhaßt, aber zuvor studierte ich noch und habe deshalb bis zu dem Moment gewartet, in dem ich fertig war. Das war im Februar 1936, und im Laufe desselben Jahres habe ich mich dann entschlossen nach England zu gehen und Peter de Mendelssohn geheiratet, der bereits dort war.

Ich bin also mit einem angefangenen Roman nach England gekommen und natürlich war mir klar, daß ich zu unserem gemeinsamen Haushalt beitrage, was ich kann; aber ich war nicht darauf angewiesen, von meinem eigenen Geld zu leben. Neben unserer schriftstellerischen Tätigkeit waren wir auch in der ‚American League of German Freedom‘ engagiert. Es gab da den Prinzen Hubertus Löwenstein, der emigriert war und diese Liga gegründet hatte, Thomas Mann war der Präsident und Peter, der zu der Zeit auch politischen Journalismus machte, hat die Liga in London vertreten.

Ich habe dann auch Übersetzungen gemacht und erst im Lauf der Zeit begonnen, Englisch zu schreiben, denn vom Schreiben allein, noch dazu in einer fremden Sprache, hätte ich ja noch jahrelang nicht leben können. Den vorerst in Deutsch fertiggestellten Roman *Flöte und Trommeln*, der 1939 auf Englisch erschienen ist, haben mein Mann und ich gemeinsam übersetzt.

M & Z: In Österreich waren Sie Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. Haben Sie im Exil Ihre politischen Kontakte aufrechterhalten und wie beurteilen Sie das damals besonders stark ausgeprägte Abgrenzungsbedürfnis zwischen Sozialisten und Kommunisten?

H. S.: Ja, von 1933—34, als junger Mensch, war

ich in der SPÖ. Dann ist ja alles untergegangen. Aber in London haben mein Mann und ich ziemlich isoliert gelebt, und ich war politisch nicht mehr engagiert, außerdem mit anderen Dingen beschäftigt.

Allerdings hat auch dieses Bedürfnis, sich abzugrenzen, eine gewisse Rolle gespielt, denn eine sehr lange Zeit haben sich die Sozialisten, auch anderswo, gegen eine österreichische Unabhängigkeitsbewegung gewehrt. Aufgegeben haben sie das erst nach 43, vorher bestand in diesem Punkt eine Kluft zwischen Kommunisten und Sozialisten.

In London gab es ein Austrian Centre, das von Kommunisten oder zumindest sehr links orientierten Kreisen gemacht wurde, welches für emigrierte Schriftsteller die einzige Möglichkeit darstellte, aus ihren Werken zu lesen. Ich erinnere mich, daß Theodor Kramer, der dort von Zeit zu Zeit seine Gedichte vortrug und daraufhin von Oskar Pollak abgekanzelt wurde, der als linientreuer Sozialist Kramer's Auftreten im Austrian Centre ablehnte, furchtbar unter dieser kindischen Trennung litt.

Als Korrespondentin im Nachkriegsdeutschland

M & Z: Sie haben in London neben Ihrer Tätigkeit beim *New Statesman* und beim *Guardian* auch für die BBC gearbeitet.

H. S.: Das sind zwei verschiedene Sachen, das war nicht zur gleichen Zeit. Für den *Statesman* habe ich im letzten oder vorletzten Kriegsjahr literarische Essays geschrieben. Im Jahr 1946 habe ich dann den damaligen Herausgeber Kingsley Martin, da ich nach Wien reisen wollte, um eine Akkreditierung als Korrespondentin gebeten. So habe ich angefangen auch Reportagen für den *Statesman* zu schreiben — über Wien, über diese DP-Camps bei Villach, über Ungarn usw. Mein Mann war in einer quasi-militärischen Funktion, als britischer Presseberater und als Mitbegründer der *Welt*, bereits in Deutschland, sodaß ich im Herbst 1946, nachdem ich ebenfalls nach Berlin gegangen war, anfang, erste deutsche Theaterkritiken zu schreiben. Trotzdem habe ich noch eine Weile lang weiter, Berichte für den *Statesman* geschrieben, aber während dieser eineinhalb Jahre in Berlin habe ich in die deutsche Sprache zurückgefunden. Zu dieser Zeit war es in Deutschland so, daß man einfach hungrig war nach Büchern, daß man dort so gierig aufgenommen wurde, mit dem, was man zu erzählen hatte, so daß es nur natürlich war, wieder Deutsch zu schreiben.

Für den *Guardian* habe ich überhaupt erst geschrieben nachdem ich im Jahr 1963 endgültig nach Österreich zurückgekommen war. Ich kannte den Theater- und Opernrezensenten des *Guardian*, Philip Hope-Wallace, der es mir ermöglichte, ein paar Jahre

lang aus Wien Kulturberichte an den *Guardian* zu schicken.

Und die BBC ist etwas, wo ich nur gelegentlich für den deutschen und österreichischen Dienst gearbeitet habe. Das war aber eine sporadische Tätigkeit, in deren Rahmen ich ab und zu einmal eine Hörfolge oder einen Rundfunkessay verfaßt habe.

M & Z: Ihr Buch *Rückkehr nach Wien* steht, verglichen mit der eher versöhnlich wirkenden und vor nicht allzu langer Zeit erschienenen Schilderung *Von Reich zu Österreich*, noch unmittelbar unter dem Einfluß der Ereignisse. Mit welcher Einstellung sind sie 1946 zurückgekommen, wie wurden sie aufgenommen?

H. S.: Das ist sehr schwer zu sagen. Ich bin mit großer Vorsicht hergefahren. Ich habe schon gewußt, auf welche Leute ich mich verlassen konnte — meine Freundinnen aus der Schwarzwaldschule, zum Beispiel — bei gewissen Leuten habe ich gar nicht gezweifelt. In den zwei Monaten, Jänner und Februar 1946, die ich in Wien verbracht habe, habe ich durch Peter Smolka, der aus England zurückgekehrt und Times-Korrespondent war, eine Menge fabelhafter Leute kennengelernt, u. a. Leute, die im Widerstand waren. Ich war mißtrauisch, aber es war so, daß ich mit meinem Mißtrauen gar nicht auf die richtigen Leute gestoßen bin, bei denen ich allen Grund dazu gehabt hätte. Dieser eine Fall, wenn sie das gelesen haben, von dem Mann, den ich Stefan B. nenne — ich will das Pseudonym nicht lüften und auch nicht näher darauf eingehen — denn er ist einer der höchst angesehenen alten Publizisten Wien's.

Ich bin später sogar noch auf den Kindermann reingefallen, den kann man ja ruhig als einen widerlichen Nazi bezeichnen, da gibt es genug Beweise.

1955 kam ich zur Operneröffnung nach Wien und wohnte eine Woche lang bei meinen Freunden, den Lernet-Holenias. Bei dieser Gelegenheit haben sie mich mit Heinz Kindermann bekannt gemacht.

In London habe ich bald darauf Studien für *Fanny von Arnstein oder die Emanzipation* gemacht. Dazu bin ich ins Österreichische Kultur-Institut gegangen und habe nach einem Buch über das Burgtheater gefragt — und die hatten unwahrscheinlicherweise das Buch von Kindermann über das Burgtheater aus dem Jahr 1942. Also, mir sind wirklich die Haare zu Berge gestanden und ich sagte denen, dieses Buch kann man doch hier nicht herborgen, das gehört in den Giftschrank!

1946 hat wohl am treffendsten Friedrich Torberg meine eigene Rückkehrer-Angst beschrieben, als er mich in einem Brief aus Amerika fragte: „Sagen Sie mir, ist da überhaupt noch jemand, dem man die Hand geben kann“.

Als Literaturhistorikerin angefeindet

M & Z: Man könnte doch die Behauptung wagen, daß die Literaturgeschichtsschreibung in Österreich eigentlich bis in die sechziger Jahre traditionell dominiert war von einer konservativen, um nicht zu sagen deutschnationalen Geschichtsbetrachtung, die sich von Nadler herleitet.

H. S.: (lebhafteste Zustimmung)

M & Z: Und Sie waren damals eine der ersten, die versucht haben, einen Kontrapunkt zu setzen.

H. S.: Na ja, es war so. Wir waren ja alle keine Germanisten und ja auch keine Literaturhistoriker, sondern wir waren Schriftsteller. Kindler wollte keine Germanisten haben. Ich konnte mir meine Mitarbeiter auch selbst aussuchen, und das waren dann also Kurt Klinger, Gotthard Böhm und Paul Kruntorad. Auch die anderen Bände sind, glaube ich, von Laien auf dem Gebiet der Literaturgeschichte geschrieben worden. Kindler fand, daß es so lebendiger wird; aber von der Zukunft sind wir fürchterlich angegriffen worden. Denn natürlich waren, wie in jedem Buch dieser Art, auch bei uns Fehler drin. Es hat zum Beispiel Klinger, obwohl er ein so genauer, fabelhafter Poet und Essayist ist, einmal ein Gedicht Hermann Jandls dem Ernst Jandl zugeordnet, worüber sich Ernst Jandl gar nicht aufgeregt hat. Torberg hingegen, den ich ziemlich angegriffen habe (ich habe schon gewußt, warum), hat damals einen riesigen Angriff in der Wochenpresse geschrieben, wo er mit Mühe und Not einige Fehler festgestellt hat. Hans Weigel aber hat nach der Präsentation des Buchs bei Gerold gesagt, es gibt überhaupt kein Buch dieser Art, das mit so wenigen Fehlern in die Öffentlichkeit kommt. Es ist nur eine schlechte Verlagspolitik betrieben worden, die mich bis heute ärgert: der Verlag machte das Werk und jeden einzelnen Band, auch in der verbilligten Ausgabe so teuer, daß kein Student es sich kaufen konnte. Wenn man das Gesamtwerk in Einzelausgaben zerlegt hätte und pro Band in einer Billigausgabe für Studenten so um 200 Schilling angeboten hätte, wie ich es dem Fischer-Verlag, der es von Kindler übernommen hat, geraten habe, so wär' das wirklich in die Breite gegangen.

M & Z: Inzwischen ist es aber dennoch vergriffen, nicht?

H. S.: Ja, aber durch die Fehler der Verlagspolitik ist das ein Buch, das viel zu wenig die interessierte Öffentlichkeit erreicht hat. Ich möchte hier noch etwas ergänzen. Gewisse Dinge, die ich in meiner Einleitung geschrieben habe, wie z. B. die Ausführungen über den Brecht-Boycott, der ja zuletzt im Buch Kurt Palms breiter dargestellt wurde, habe ich nicht von mir aus angeregt, den hat sich Kindler

selbst gewünscht. Das war seine Idee, die mir dann von Torberg furchtbar übel genommen wurde, weil ich darin natürlich ihn und Weigel als Beteiligte kritisiert habe, was mir Weigel überhaupt nicht übel genommen hat, während Torbergs Angriff hauptsächlich dieses Kapitels wegen erfolgt ist.

Psychoanalyse, Emanzipation und die Männerkonspiration im P. E. N.

M & Z: Was beim Lesen Ihres Buches *Mirko und Franca* auffällt ist, daß Sie sich sehr für eine Richtung der modernen Psychiatrie einsetzen ...

H. S.: So würde ich das nicht sagen. Vielleicht kann ich da ein wenig ausholen und kurz erklären, wie ich eigentlich zum Stoff dieses Buchs gekommen bin. Diese Erzählung ist aus einem Drehbuch für das Fernsehen entstanden. Gerald Szyszkowitz lud mich damals ein, ein Drehbuch zu schreiben, wobei er mir, was den Stoff betraf, weitgehend freie Hand ließ. Ich habe damals, da ich oft in Triest war, gesagt, machen wir was über Triest. Ich bin, nachdem er das akzeptiert hat, also wieder hinuntergefahren und hab' mir dort vier verschiedene Problemkreise überlegt: der erste, sozusagen der Kern des Drehbuchs, aus dem dann also diese Erzählung hervorgegangen ist, war das Alt-Österreichische, der zweite war der Konflikt Italien — Jugoslawien, der dritte war die Freihafen-Geschichte und die politischen Parteien, die den Freihafen durchsetzen wollten, und der vierte schließlich die Psychologie. Natürlich hat mich die Basaglia-Geschichte auch fachlich interessiert, zum ersten, weil ich ja selbst Psychologie studiert hatte und zum zweiten, weil ich mich viel mit Freud beschäftigt hatte. Ich habe z. B. einen sehr langen Aufsatz über die damals neu herausgekommene Freud-Biographie von Ernest Jones geschrieben und sie ausführlich besprochen. Also hat mich diese Geschichte vom Stoff her mehr interessiert als die anderen Themen und ich habe das dort eben studiert, in einer dieser Stellen, wo sie die Außenpatienten betreuen. Ich habe mich dort lange mit einem dieser Ärzte unterhalten. Ob diese Ideen in der Praxis eine wirkliche Lösung finden, darüber bin ich mir übrigens nicht hundertprozentig sicher. Aber es war erst einmal eine fabelhafte Bewegung.

M & Z: Der Themenschwerpunkt unseres *M & Z*-Heftes lautet bekanntlich *Die Frau in den Medien*. Was uns in diesem Zusammenhang interessiert: Wie haben Sie im Verlauf ihrer gesamten schriftstellerischen und auch journalistischen Tätigkeit die Situation innerhalb eines weitgehend männlich dominierten Verlags- und Zeitungswesens gesehen und erlebt?

H. S.: Ich muß gestehen, ich habe mich nur selten feministisch geäußert: einmal, im Zusammenhang mit Virginia Woolf, habe ich etwas geschrieben über ‚Shakespeares' Schwester' und über ihre Position als Leitbild und Kultfigur für die Women's Lib, die sie eigentlich in diesem Sinn gar nicht war, von ihrem Leben her. Aber als Vorkämpferin habe ich mich niemals gesehen, denn ich muß sagen, daß in den zwanziger Jahren in Wien überhaupt kein Zweifel daran bestanden hat, daß Frauen genau das gleiche tun können und tun dürfen wie Männer. Für uns war das überhaupt kein Problem und ich finde es daher so überraschend, daß dann plötzlich aus Amerika und aus England diese Bewegung zu uns kam. Man kämpft, für mein Gefühl, Kämpfe, die schon um 1880—1890 von England weitestgehend ausgefochten waren. Wenn Sie sich z. B. jemand wie Marie Jahoda anschauen, sehen Sie, daß das etwas ist, was wir damals längst praktiziert haben, daß wir, wenn wir uns bemühen, mindestens das leisten können, was die Männer leisten, wenn nicht noch mehr.

Was das in Ihrer Fragestellung enthaltene Problem der konkreten Arbeitssituation in einer Redaktion betrifft, so kann ich dazu wenig sagen, weil ich ja nie in einer Redaktion fix gearbeitet habe.

Ich habe allerdings einmal wirklich das Gefühl gehabt, da ist ein Männer-Komplott gegen mich und das hat auch gestimmt. Das war im P. E. N.-Club. Es stand zur Debatte, ob ich damals Präsidentin werden sollte, und ich begriff zunächst nicht, daß diese von Torberg gestiftete Männerkonspiration — ich will die Namen der übrigen, daran beteiligten Personen nicht nennen — sich auch gegen mich als Frau richtete, obwohl nach außen hin wohl die Tatsache im Vordergrund stand, daß ich mit Böll, der ihnen zu links war, als eng befreundet galt. Überdies wollte ich die jungen Schriftsteller drinnen haben, was die P. E. N.-Leute auch nicht wollten. Ich bin gar nicht draufgekommen, daß damit gleichzeitig eine Ablehnung meiner Person als Frau verbunden war. Aber davon abgesehen, habe ich niemals irgendeine Benachteiligung, erfahren.

M & Z: Wenn man Ihre Werke auf deren Themenstellung hin untersucht, möchte man meinen,

daß Sie als Literatin nie aus Österreich weg waren. Aber als Literaturkritikerin, sind Sie nie heimgekehrt, sondern waren immer im Ausland.

H. S.: Von der Thematik meiner Bücher her haben Sie recht, weil sich auch *Lisas Zimmer* natürlich mit Österreich befaßt, wenn auch mit österreichischen Emigranten.

Was die Literaturkritik betrifft, so wäre zunächst einmal zu sagen, daß ich ja nach dem Krieg für ein paar österreichische Zeitungen gearbeitet habe.

M & Z: Auch über österreichische Themen?

H. S.: Nicht über österreichische Themen. Dazu hatte ich erst Gelegenheit, als ich begann, für die Frankfurter Allgemeine zu arbeiten. Ich mußte mir damals, da ich mich gerade von meinem Mann getrennt hatte, irgendeine Existenzbasis suchen und das war ein wesentliches Motiv, weshalb ich nach Wien zurückging. Obwohl ich gern wieder hergekommen bin, ich habe auch das hiesige literarische Leben sehr ernst genommen, stand das durchaus nicht von Anfang an fest.

M & Z: Sind damals auch andere, als die genannten beiden Blätter für Sie in Frage gekommen bzw. haben Sie sich angeboten?

H. S.: Da muß ich noch einmal auf Molden, zurückkommen. Ich habe ziemlich bald nach dem Krieg, ich glaube es war im Jahre 1949, am P. E. N.-Kongreß in Venedig teilgenommen. Damals habe ich auch jene Österreicher wiedergesehen, die ich zum Teil schon 1947 in Zürich gesehen hatte, Csokor natürlich, den ich sowieso schon von früher kannte und Carry Hauser und andere auch. 1947 hatten sie (vom internationalen P. E. N. — Anm. d. Red.) die Erlaubnis erhalten, den österreichischen P. E. N. in Wien wiederaufzubauen. Im Jahre 1949 fand also der P. E. N.-Kongreß in Venedig statt, — es gibt davon auch ein Foto, gemeinsam mit einer Anzahl österreichischer Schriftsteller, wo ich u. a. Gelegenheit hatte, mit Paula v. Preradovič zu sprechen. Sie fragte mich, ob ich nicht wieder für die *Presse* schreiben wolle. Doch nach einem kurzen Briefwechsel mit Ernst Molden, der mir ohne weitere Ausführungen eine Absage erteilte, habe ich von verschiedenen Seiten gehört, daß er keine Frauen als Journalistinnen mag. Sehen Sie, das habe ich total vergessen — wir sprachen ja über Diskriminierung — aber beim alten Molden hat das noch zugetroffen.

Literaturpreispolitik in Österreich

M & Z: Wenn man sich die zahlreichen Würdigungen, und es sind ja mittlerweile zahlreiche Artikel über Sie geschrieben worden, ansieht, so könnte man herauslesen, daß Ihnen etwas vom Image einer ‚Grand old lady‘ der österreichischen Literatur

anhaftet.

H. S.: Also, das mit der ‚Grand old lady‘ ist so ein Klischee, das schreibt vielleicht irgendwann einmal ein Mensch, der ein Interview macht. Aber das offizielle Österreich teilt diese Meinung gar nicht, sondern für die ist die Frau Fussenegger viel wichtiger. Die hat immerhin dieses Ehrenzeichen für Kunst, das vom Kunstsenat vergeben wird, bekommen.

Ich hingegen habe nicht den Eindruck, in Österreich allzusehr gelobt und mit Preisen verwöhnt worden zu sein. In Österreich wurde ich eigentlich total vernachlässigt. Ich habe zwar, solange ich Präsidentin des P. E. N. war, so ziemlich alle Orden verliehen bekommen, auch den Kritiker- und den Publizistik-Preis, aber als Schriftstellerin habe ich außer dem Reich-Preis hier eigentlich offiziell nichts bekommen. Auch der Donauland-Preis war eine private Sache. Nur den Rosegger-Preis habe ich von Krainer erhalten; ich habe natürlich den Kulturlandesrat Jungwirth gekannt, wobei mir die Hintergründe, weshalb ich ihn erhalten habe, natürlich schon klar sind: daß man gerade eine Ex-Emigrantin zur Aufwertung dieses Rosegger-Preises aus ganz bestimmten Gründen gewünscht hat, das habe ich durchschaut. Sonst habe ich keinen offiziellen Literaturpreis in Österreich erhalten.

Biographische Daten

19. 10. 1911 in Wien geboren Vater: Dr. Hugo F. Spiel Mutter: Marie Gutfeld
 1930—1936 Studium der Psychologie und Philosophie/Universität Wien
 1933—1934 Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Österreichs
 1934 Julius Reich Preis. Mitarbeit bei der Frauenzeitschrift *Neuzeitlicher Haushalt*
 1929—1936 *Neue Freie Presse*
 1936 Dr. phil.
 Übersiedlung nach London
 Heirat mit Peter de Mendelssohn
 1939 *Daily Express*
 1944—1958 *New Statesman*
BBC
Die Zeitung
Neue Zeitung, Süddeutsche Zeitung, Die Weltwoche
 1949—1963 *Haagsche Post*
 1961 Bundesverdienstkreuz Erster Klasse/ Prof. h. c.
 1963 Rückkehr nach Wien
 1963—1970 *The Guardian*
 1963 *Frankfurter Allgemeine*
 1949—1972 *Weltwoche*, Zürich
 1965—1972 Generalsekretärin, dann Vizepräsidentin des österreichischen P. E. N. Club.
 Mitglied des deutschen und Londoner P. E. N. Club
 1971 Ehrenkreuz für Kunst und Wissenschaft II. Klasse
 1971 Heirat mit Hans von Flesch-Brunningen
 1972 Mitglied in der Deutschen Akademie/Sprache und Literatur
 1980 Mitglied der Grazer Autorenversammlung
 1984 Mitglied der Bayrischen Akademie der Künste
 1985 Großes Verdienstkreuz der BRD

Hilde Spiel
Wichtigste Publikationen

Kati auf der Brücke, Roman, Wien 1933
Verwirrung am Wolfgangsee, Roman, Wien 1935
Sommer am Wolfgangsee, Taschenbuch Hamburg 1961
Flute and Drums, Roman, London 1939
Flöte und Trommeln, Wien 1948 und Hamburg 1949
Der Park und die Wildnis, Essays, München 1953
London, Bildband, mit Elisabeth Niggemayer, München 1956
Laurence Olivier, Biographie, Berlin 1958
Welt im Widerschein, Essays, München 1960
The darkened Room, Roman, London 1961
Lisas Zimmer, München 1965 und 1982; Taschenbuch München 1968 und 1984
La Camera di Lisa, Mailand 1968
Op Lisa's Kamer, S'Gravenhage 1970
Lizina Soba, Maribor 1970
Fanny von Arnstein oder die Emanzipation, Biographie, Frankfurt 1962; Taschenbuch Frankfurt 1978
Richard III., Essay, Frankfurt 1964
Der Wiener Kongreß in Augenzeugenberichten, Düsseldorf 1965; Taschenbuch München 1978
Verliebt in Döbling, Bildband, mit Franz Vogler, Wien 1966
Rückkehr nach Wien, Tagebuch, München 1968; Taschenbuch München 1971

Städte und Menschen, Essays, Wien 1972
Kleine Schritte, Berichte und Geschichten, München 1976
Mirko und Franca, Erzählung, München 1980; Taschenbuch 1984
Die Früchte des Wohlstands, Roman, München 1981.
In meinem Garten schlendernd, Essays, München 1981; Taschenbuch 1984
Englische Ansichten, Essays, Stuttgart 1984
Der Mann mit der Pelerrine, Geschichten, Bergisch Gladbach 1985
Frühe Tage, drei Romane, München 1986
Vienna's Golden Autumn, Monographie, London 1987

Herausgegeben und eingeleitet:

England erzählt, Kurzgeschichten, Frankfurt 1960

Herausgegeben und mitverfaßt:

Wien/Spektrum einer Stadt, München und Wien 1971
Die zeitgenössische Literatur Österreichs, Band IV von Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart, München 7; Taschenbuchausgabe 1980

Teilnahme an einer Reihe von deutschsprachigen und englischen Anthologien (darunter *Gustav Mahler und Wien*, *The Jews of Austria*, *Genius in the Drawing Room* etc.)

Übersetzungen: W. H. Auden, Graham Greene, Elizabeth Bowen, Nigel Balchin, Rumer Godden, Emlyn Williams, John Arden, Joe Orton, David Mercer, Tom Stoppard, James Saunders etc.

GUTSCHEIN.



Gültig für eine „Studenten-Service“-Mappe. Pro Person ist nur ein Gutschein einlösbar.
Solange der Vorrat reicht.

Name: _____

Adresse: _____

LÄNDERBANK

FRITZ HAUSJELL

Oda Olberg-Lerda

„Die beste sozialistische Journalistin“

Wollte man sich in die weitverbreitete Gewohnheit runder Jahrestage einordnen, so müßte man hier erwähnen, daß heuer der 115. Geburtstag der Journalistin Oda Olberg-Lerda begangen wird. Daß er dieses Jahr — mit einiger Wahrscheinlichkeit auch in der sozialdemokratischen Parteipresse — nicht Erwähnung finden wird, liegt wesentlich an einem bestimmten Mangel der (Medien-) Historiographie: Das Wissen um diese „beste sozialistische Journalistin ihrer Zeit“¹ ist deshalb so dürftig, weil sie Frau ist und zudem Exilantin. Daß Frauen selbst heute noch in der kommunikations- und medienhistorischen Forschung selten Objekt des Erkenntnisinteresses sind, zeugt davon, daß dieser Wissenschaftssektor wenig der Emanzipation von Unterdrückten, Benachteiligten und Minderheiten sich verpflichtet fühlt. Die Forschungsbemühungen um Emigration und Exil österreichischer Journalisten und Journalistinnen wiederum laufen — international verspätet — erst allmählich an.

Oda Olberg wurde am 2. Oktober 1872 in Berlin² oder in Lehe bei Bremerhaven³ geboren. Ihr Vater war ein hoher deutscher Marineoffizier, über den Beruf der Mutter liegen indes keine Angaben vor⁴. Als sie 17 Jahre alt war, erschien ihr erster Artikel, der „unzweideutig ihre sozialistische Gesinnung bekundete“. Zumal in einer „streng konservativen Familie“ aufgewachsen, gab dies einen „argen Skandal, denn das war damals, als der Sozialismus im Reiche Bismarcks noch kaum erst der strafrechtlichen Achtung entronnen war, geschweige denn der gesellschaftlichen“⁵.

Mit dem Wunsch, Medizin zu studieren, war sie im Begriff, die nächsten Schranken ihrer Zeit zu durchbrechen. Ob sie dann tatsächlich studierte, muß hier unbeantwortet bleiben, da die Angaben dazu sehr widersprüchlich sind. Folgt man den Ausführungen Luise Kautskys in einem detailreichen Geburtstagsartikel, so ergriff Olberg zunächst auf Anraten der Mutter den Beruf der Krankenpflegerin. Mit 18 Jahren sei sie Schwester beim Roten Kreuz in Wiesbaden gewesen und dann nach Leipzig gegangen, um sich in einem Gymnasium auf die Universität vorzubereiten⁶. Laut Ernst Lakenbacher habe sie tatsächlich Medizin studiert, sei aber in Deutschland zu den abschließenden Examen nicht zugelassen

worden, weshalb sie in die Schweiz ging. „Dort lernte sie den exilierten italienischen Sozialisten Giovanni Lerda kennen“⁷. Pollak und Magaziner hingegen meinen, die finanziellen Mittel des Elternhauses hätten fürs Studium nicht gereicht und Olberg habe in der Folge als Krankenpflegerin gearbeitet⁸.

Früh schon war Oda Olberg sozial engagiert. Sie besuchte die Elendsquartiere der Heimarbeiterinnen der Textilindustrie. Das daraus resultierende Buch „Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion“, das 1896 in Leipzig erschien, machte „ihren Namen mit einem Schlag zu einem in der deutschen sozialistischen Partei angesehenen und geachteten“. August Bebel war in der Folge sowohl von ihrem Ernst und Enthusiasmus als auch von ihrer Erscheinung angetan. Er verglich sie mit dem „leibhaftigen Frühling“, der da zu ihm hineingestürzt sei, erinnert sich Jahrzehnte später Luise Kautsky⁹.

Doch die anstrengenden Studien und die Besuche in den ungesunden Wohnungen und verseuchten Quartieren griffen die Gesundheit Oda Olbergs stark an. Zur Ausheilung wurde sie in ein wärmeres Klima geschickt. So kam sie nach Italien, wo sie 1896 in Genua Giovanni Lerda kennenlernte¹⁰. (Lakenbacher indes läßt Olberg in der Schweiz ihren späteren Ehemann Lerda kennenlernen, wie oben bereits erwähnt wurde.) Nach Luise Kautsky heirateten Lerda und Olberg noch im selben Jahr, ein Jahr später wurde sie Mutter des ersten Sohnes. Als der Kleine seine ersten Gehversuche machte, saß sein Vater Giovanni Lerda, der in der italienischen sozialistischen Partei eine bedeutende Rolle spielte, gerade als politischer Gefangener eine seiner Haftstrafen im Gefängnis von Recco ab. Im folgenden Jahr, also 1898, mußte das Ehepaar Lerda-Olberg nach den Maiunruhen in die Schweiz flüchten, wo ihm bittere Not nicht erspart blieb. Von dort wurden sie 1899 wieder nach Italien ausgewiesen. Lerda wurde nach der inzwischen erfolgten Amnestie im Wahlkreis um das Städtchen Pegli als Kandidat der sozialistischen Partei für das italienische Parlament aufgestellt. Als Oda Olberg in die Redaktion des Parteiorgans „Avanti“ berufen wurde, zog die Familie nach Rom. Drei Jahre lang führte sie dort die Auslandsredaktion des Blattes, „bis die Syndikalisten sich seiner bemächtigten“¹¹. Anschließend arbeitete sie als freie Journalistin in Rom, als römische Korrespondentin des Berliner „Vorwärts“, der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ sowie der in Deutschland erschienenen Zeitschriften „Neue Zeit“ und „Sozialistische Monatshefte“¹².

Der 1. Weltkrieg unterbrach ihre rege journalistische Tätigkeit weitgehend¹³. Sie griff wieder auf ihren alten Beruf zurück und arbeitete als Krankenpflegerin, um die Familie zu erhalten¹⁴.

In der Redaktion des „Avanti“ lernte Oda Olberg übrigens einen Kollegen kennen, der damals zur Linken gehörte und das Blatt die letzten Jahre vor dem 1. Weltkrieg leitete: Benito Mussolini, der ab Anfang der 20er Jahre dann als „Duce“ die faschistische Partei Italiens anführte. Im „Avanti“, im „Vorwärts“ und in der „Arbeiter-Zeitung“ wandte sich Oda Olberg nun gegen ihren einstigen Kollegen, der sich zum Feind der Demokratie gewandelt hatte¹⁵. Wegen der Zensurmaßnahmen des italienischen Staates und der Verfolgungen durch italienische Faschisten erschienen ihre Berichte und Kritiken der italienischen Zustände durchwegs unter den Pseudonymen „Ω“ (in der österreichischen Arbeiterpresse) und „Gracchus“ (in der italienischen). Artikel, die nicht unmittelbar die politischen Verhältnisse Italiens betrafen, erschienen jedoch unter ihrem Namen, da sie als Auslandskorrespondentin offiziell akkreditiert war¹⁶.

„Ihre Artikel in der Arbeiter-Zeitung aus dieser Zeit, wie etwa der nach der Ermordung Matteottis“, erinnerte sich Oscar Pollak in seinem Nachruf 1955, „gehören zu den großen journalistischen Leistungen ihrer Zeit“¹⁷. Beharrlich und vehement prangerte sie Mussolini, der Giacomo Matteotti, den Sekretär der sozialistischen Partei, ermorden ließ, an¹⁸.

Ebenso berichtete sie über Überfälle von Faschisten auf Arbeiterheime, Arbeiterversammlungen und Zeitungsredaktionen, die als „Vergeltung“ für Attentate auf faschistische Politiker damals auf der Tagesordnung standen. Auch ihre Wohnung wurde zumindest zweimal — am 7. April 1926 und in der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November 1926 — verwüstet, Mobiliar und Bibliothek auf der Straße verbrannt. Mutig berichtete sie darüber in offen gezeichneten Beiträgen, u. a. in der „Arbeiter-Zeitung“. Einleitend schrieb sie:

„Obwohl mir ein Polizeiverbot seit vielen Monaten jede politische Berichterstattung, soweit sie Kritik der Regierung ist, verbietet, möchte ich das schildern, was ich mit meiner Familie in der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November erlebt habe. Ich kritisiere nicht: ich schildere. Ob das Thema politisch ist, lasse ich unentschieden. Man kann es auch feuilletonistisch nennen“¹⁹.

Minuziös schilderte sie in der Folge in diesem Bericht den brutalen Überfall einer Gruppe italienischer Faschisten auf ihre Privatwohnung in Rom.

Sie wich in der Folge der Gewalt und zog mit ihrem mehr als 70 Jahre alten Mann nach Turin zu Verwandten. „Zur Ruhe sollte sie freilich dort nicht kommen, denn das Spitzeltum trieb auch dort sein Unwesen und von Bewegungsfreiheit war keine Spur. Und bald traf sie ein neuer schwerer Schlag, Giovanni Lerda, ihr treuer Lebensgefährte, der so aufrecht und kräftig allen Verfolgungen die Stirn geboten hatte, starb plötzlich und ganz unerwartet“²⁰.

Nach Lerdas Tod im Mai 1927²¹ „schien es, als sollten nun auch Odas Kräfte versagen, und ihre Freunde zitterten um sie. Aber das war nur ein Augenblick der Schwäche und bald kämpfte sie wieder mutig ihren alten Kampf für Freiheit und Recht, wenn auch leider auf verlorenem Posten in einem Land, wo jede Spur von Freiheit und Recht zu existieren aufgehört hatte“²². Sie durfte ihren Turiner Aufenthaltsort nicht verlassen, entkam aber durch eine geschickte Irreführung der Behörden, „die dem Polizeipräsidenten von Turin den Posten kostete“, ins Ausland²³. Sie konnte auf einem Schiff nach Südamerika, vermutlich Argentinien, fahren. Von dort reiste sie dann nach Deutschland und später, etwa Ende 1928 oder Frühjahr 1929 nach Wien²⁴.

Nach der geglückten Flucht vor den italienischen Faschisten und nach Überwindung des Todes ihres Mannes setzte sie ihre journalistische Tätigkeit als Redakteurin der „Arbeiter-Zeitung“ in den Jahren 1929—33 fort. Sie schrieb weiter über die italienischen Verhältnisse, aber sie setzte sich auch eingehend mit den österreichischen politischen und sozialen Zuständen auseinander; ebenso berichtete sie etwa über die junge spanische Republik und andere internationale Ereignisse²⁵.

Oda Olberg war seit der Jahrhundertwende innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie genauso anerkannt wie in der Sozialistischen Internationale. Mit Viktor Adler verband sie eine „enge Freundschaft“; er besuchte sie oft in Pegli und später in Rom und sagte mehrmals anerkennend von ihr, sie sei „sein bester Journalist“²⁶. August Bebel's Zuneigung zu Olberg wurde bereits erwähnt. Als Oda Olberg 1932 ihren 60. Geburtstag beging, wurde sie in zahlreichen Artikeln groß gewürdigt²⁷.

Ein Thema des schreiberischen Schaffens dieser vergessenen Journalistin war immer wieder die damals wie heute aktuelle Frauenfrage. 1902 publizierte sie ihr zweites Buch: „Das Weib und der Intellectualismus“, eine Streitschrift gegen die so Aufsehen wie Widerspruch erregende Abhandlung „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“ von Paul Julius Möbius²⁸. 1924 veröffentlichte sie ein Buch zum Thema „Die Stellung der sozialistischen Partei zur Geburtenbeschränkung“²⁹. Und in der „Arbeiter-Zeitung“ erschienen wiederholt Artikel wie „Frauenbewegung und Rassenhygiene“³⁰, „Mutter-schaft und Persönlichkeit“³¹, „Die Stellung der Partei zum Gebärstreik“³² oder ein Bericht über die „Internationale Frauentagung in Wien“ im Jahr 1930³³. 1931 veröffentlichte sie dann auch ihre Gedanken über ihren eigenen Beruf, der damals zu rund 95 Prozent von Männern beherrscht war und es heute noch immer zu etwa 80 Prozent ist³⁴. Da Oda Olberg in jenem kurzen Artikel sehr prägnant das eigene

Verständnis und die eigene Situation als Journalistin wiedergegeben hat, wird dieser im Anhang dokumentiert³⁵.

Weitere Bücher und Broschüren, die sie neben den bereits erwähnten und der regen journalistischen Arbeit schrieb, waren „Der Fascismus in Italien“ (1923), „Die Entartung in ihrer Kulturbedingtheit“ (1926) sowie „Nationalsozialismus“ (1932)³⁶. Ab Mitte der 20er Jahre war sie zudem eine regelmäßige Mitarbeiterin des Theorieorgans der österreichischen Sozialdemokratie. So setzte sie sich im „Kampf“ etwa mit der Frage, ob der Faschismus eine Klassenbewegung sei, auseinander, analysierte die Rolle des Vatikans im Faschismus oder befaßte sich 1933 mit dem Sieg des Nationalsozialismus und den daraus für die Arbeiterbewegung zu ziehenden Lehren³⁷.

In Anbetracht des Umfangs ihrer publizistischen Arbeit, drückte ihr Parteifreund Ernst Lakenbacher anlässlich ihres 70. Geburtstages seine Verwunderung darüber aus, wie „sie es zustandebrachte“, damals in Italien „auch noch einen grossen, stets von Gästen aller Zungen besuchten Haushalt zu versorgen und zwei Söhne und zwei Töchter grosszuziehen“. Dies, so Lakenbacher, sei „ein Geheimnis, das kein Mann versteht, aber jede arbeitende Frau täglich lösen muss“³⁸. Dies freilich, so möchte ich anfügen, ist ein „Geheimnis“, an dem die im Haushalt und bei der Kindererziehung inaktiven Männer damals — wie die meisten auch heute noch — sehr ursächlich beteiligt waren bzw. sind.

1933 verbot die österreichische Regierung unter Dollfuß publizistische Angriffe gegen ausländische Regierungschefs. Benito Mussolini, der „Beschützer“ des autoritären Kurses der österreichischen Regierung, sollte so unter einen Glassturz gestellt werden. Tatsächlich, so Alfred Magaziner, wurde einmal gegen den verantwortlichen Redakteur des Wiener „Arbeiter-Sonntag“ ein Verfahren eingeleitet, weil Oda Olberg in einem Artikel Mussolini erneut massiv angeklagt hatte³⁹.

Als sie Anfang 1934 gerade einen Urlaub bei einem ihrer Söhne in Argentinien verbrachte und im Februar 1934 die sozialdemokratische Partei durch das Dollfuß-Regime verboten und in den Untergrund gedrängt wurde, kehrte sie nicht mehr zurück⁴⁰. Nach der Flucht in die Schweiz 1898, der Vertreibung aus der Schweiz 1899 und der neuerlichen Flucht aus Italien im Jahr 1927 oder 1928 war nun, 1934, auch Österreich nicht mehr ihre Heimat. All ihre Trauer und Wut über die Zerstörung der Errungenschaften der Arbeiterbewegung und der Demokratie in Österreich kommen am besten in jenem Gedicht zum Ausdruck, das Olberg aus ihrem argentinischen Exil der nunmehr illegalen „Arbeiter-Zeitung“ nach Brunn geschickt hatte. Es erschien zum ersten

Jahrestag des 12. Februar unter ihrem alten römischen Pseudonym „Gracchus“:

„Zum 12. Februar.

Worte können es nicht sagen,
Tränen können's nicht beklagen,
Alles, alles ist zu schwach.
Unermeßlich ist die Trauer,
Bebend schüttelt uns ein Schauer,
Denn der Schmerz ist überwach.

Denken wir an euch, Genossen,
Deren Blut so heiß geflossen
Wie der Fahne heilig Rot,
Und an die, die hinter Mauern
Um die Freiheit bitter trauern
Nicht lebendig und nicht tot.

Wie viel Großes ward errungen!
Wie viel Elend ward bezwungen!
Stauend sah's die ganze Welt:
Wie der Sozialismus bauend,
Eine beßre Zukunft schauend,
Hat die Finsternis erhellet.

Darum schoß man mit Kanonen,
Dorthin, wo Menschen wohnen.
Weg mit all der Herrlichkeit!
Wo so Großes ward geschaffen,
Machen Adel und die Pfaffen
Und der Geldsack sich jetzt breit.

Wozu Worte? Wozu Tränen?
Raubgesindel und Hyänen
Hören eure Klagen nicht.
Aug um Aug! Sie müssen zahlen!
Denn wir halten für die Qualen
Bald ein fürchterlich Gericht“⁴¹.

Von ihrem Exilort Buenos Aires aus arbeitete Oda Olberg an etlichen Exilpublikationen mit. 1933/34 erschienen in der Saarbrückner Tageszeitung „Deutsche Freiheit“ Beiträge von ihr⁴², 1938 in der dann in Paris herausgegebenen „Deutschen Freiheit“⁴³, 1937 in der „Pariser Tageszeitung“⁴⁴, ebenso in den „Deutschen Blättern“ (Santiago de Chile)⁴⁵ und zwischen 1944 und 1947 mehrfach auch in der in ihrem Exilort erschienenen Zeitschrift „Das andere Deutschland“⁴⁶. Primär im letztgenannten Exilblatt als auch im in Karlsruhe und ab 1937 in Paris erschienenen „Neuen Vorwärts“⁴⁷ sowie in der New Yorker „Neuen Volks-Zeitung“⁴⁸ publizierte Oda Olberg regelmäßig.

Als Oda Olberg 1942 ihren 70. Geburtstag beging, war sie bereits das dritte Jahr durch ein schweres Leiden ans Bett gefesselt. „Wenn Oda Olbergs Uebertritt ins Patriarchenalter sich ereignet hätte, während die europäische Arbeiterbewegung

noch intakt war“, meinte Lakenbacher damals, „hätte die gesamte Arbeiterpresse in allen Sprachen ihr Lebenswerk geschildert und gerühmt, denn von den vielen durch Mut, Geist und Charakterstärke ausgezeichneten Frauengestalten, die der europäische Sozialismus hervorgebracht hat, ist Oda Olberg eine der gewinnendsten und in der Internationale bekanntesten“⁴⁹.

Nach der militärischen Besiegung des Faschismus kehrte die 1945 über 70jährige und kranke Frau nicht nach Europa zurück. Der wiedererstandenen Wiener „Arbeiter-Zeitung“ schickte sie hin und wieder Beiträge, so etwa zum 60. Geburtstag des Blattes⁵⁰.

Am 11. April 1955 starb sie im 83. Lebensjahr an ihrem Jahre dauernden Herzleiden in Buenos Aires, ihrem letzten Zufluchtsort. In der „Arbeiter-Zeitung“ erschien ein würdiger Nachruf, in dem sie „eine der tapfersten Frauen einer ganzen Generation und die beste sozialistische Journalistin ihrer Zeit“ genannt wurde⁵¹.

Wie sehr sie seither dennoch vergessen wurde, zeigt etwa die sehr lückenhafte Biographie im 1980 erschienenen „Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933“⁵². Dem völligen Vergessen entrissen hat sie kürzlich auch Alfred Magaziner, indem er in einem seiner Bücher zur Geschichte der österreichischen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung Oda Olberg als eine ihrer „Bahnbrecher“ aufnahm⁵³. Der vorliegende Beitrag versteht sich als Anregung zu weiterer Auseinandersetzung mit dieser Journalistin und als eine Art Wiedergutmachung durch die Medien- und Kommunikationsforschung für das bisherige zweifache Ignorieren — als Exilantin und als Frau.

¹ N. N. (d. i. Oscar Pollak?): *Oda Olberg-Lerda*. In: Arbeiter-Zeitung (künftig nur AZ), 22. 4. 1955. Dieser ungezeichnete Nachruf stammt laut Alfred Magaziner vom Chefredakteur des Parteiorgans, Oscar Pollak, (Alfred Magaziner: *Die Bahnbrecher. Aus der Geschichte der Arbeiterbewegung*, Wien-München-Zürich 1985, S. 168).

² Luise Kautsky: *Oda Olberg — 60 Jahre*. In: AZ, 2. 10. 1932, gibt Berlin als Geburtsort an; Oscar Pollak dürfte in der Folge diese Daten in seinem Nachruf übernommen haben (siehe Anmerkung 1) und Alfred Magaziner (a. a. O., S. 169) ebenfalls bzw. von Pollak.

³ E. L. (d. i. Ernst Lakenbacher): *Oda Olberg — 70 Jahre*. In: La Otra Alemania/Das Andere Deutschland (Buenos Aires), September 1942, S. 19; Bremerhaven als Geburtsort angegeben wird wiederum in Werner Röder, Herbert A. Strauss (Hrsg.): *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*. Band 1: Politik, Wirtschaft, Öffentliches Leben. München-New York-London-Paris 1980, S. 539.

⁴ Lakenbacher, a. a. O. (Anm. 3), S. 19; auch in den anderen hierzu herangezogenen Quellen wird der Beruf der Mutter nicht erwähnt.

⁵ Ebd.

⁶ Kautsky, a. a. O. (Anm. 2).

⁷ Lakenbacher, a. a. O. (Anm. 3), S. 19.

⁸ Pollak, a. a. O. (Anm. 1); Magaziner, a. a. O. (Anm. 1), S. 169.

⁹ Kautsky, a. a. O. (Anm. 2); Kautsky zitiert den Buchtitel ungenau mit „Ueber die Lage der Konfektionsarbeiterinnen“.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd.

¹² Laut Magaziner (a. a. O. [Anm. 1], S. 169f.) sei sie damals in Mailand, laut Kautsky (a. a. O. [Anm. 2]) jedoch in Rom gewesen. — Kautsky erwähnt übrigens, daß Olberg ab 1898 Mitarbeiterin der Wiener AZ war (auch in Röder, Strauss, a. a. O. [Anm. 3], S. 539 wird 1898 angegeben), die ersten Beiträge erschienen allerdings schon früher, nämlich 1896 (siehe Oda Olberg: *Die sizilianischen Schwefelbergwerke*. In: AZ, 22. 11. 1896 und 29. 11. 1896 [2. Teil]).

¹³ 1914—18 erschienen nur wenige Artikel Olbergs in der AZ: am 29. 8. 1915 *Die Verhetzung der Gemüter*, am 26. 7. 1917 *Die Herabsetzung der ‚geistigen Lebenshaltung‘* sowie am 14. 5. 1915 unter ihrem Pseudonym „Ω“ der Artikel *Italien an seiner Schicksalswende* (laut Hans Schroth: *Arbeiter-Zeitung 1889—1934. Register*. Wien 1983; das Register ist allerdings nicht ganz vollständig).

¹⁴ Kautsky, a. a. O. (Anm. 2).

¹⁵ Vgl. Magaziner, a. a. O. (Anm. 1), S. 170f.

¹⁶ Siehe Schroth, a. a. O. (Anm. 13), S. 01—03 und 05—09; mit Olbergs Flucht aus Italien enden mit September 1927 die mit „Ω“ gezeichneten Beiträge in der AZ, ab 1929 vermehren sich in der Folge recht deutlich die namentlich gezeichneten Beiträge Olbergs.

¹⁷ Pollak, a. a. O. (Anm. 1).

¹⁸ Oda Olberg: *Giacomo Matteotti*. In: AZ, 21. 6. 1924; „Ω“: *Die Ermordung Matteottis*. In: AZ, 19. 6. 1924; „Ω“: *Nach der Auffindung der Leiche Matteottis*. In: AZ, 23. 8. 1924; „Ω“: *Um Matteottis Leiche*. In: AZ, 26. 8. 1924; „Ω“: *Ein Jahr nach Matteottis Ermordung*. In: AZ, 9. 6. 1925; „Ω“: *Die Anklage im Matteotti-Prozeß*. In: AZ 19, 10. 1925; „Ω“: *Der Prozeß Matteotti*. In: AZ, 21. 3. 1926.

¹⁹ Oda Olberg: *In der Nacht nach dem Attentat. Eine Episode aus den Schreckenstagen*. In: AZ, 5. 11. 1926. — Zum Überfall im April siehe N. N.: *Das Attentat und die Fascistenrache*. In: AZ, 13. 4. 1926 sowie Oda Lerda-Olberg: *Die Fascistenrache an der Genossin Oda Olberg*. In: AZ, 13. 4. 1926.

²⁰ Kautsky, a. a. O. (Anm. 2).

²¹ Siehe dazu N. N.: *Giovanni Lerda gestorben*. In: AZ, 18. 5. 1927 sowie Oda Olberg: *Giovanni Lerda*. In: *Der Kampf* (Wien), Februar 1928, S. 74—83.

²² Kautsky, a. a. O. (Anm. 2).

²³ Lakenbacher, a. a. O. (Anm. 3), S. 20.

²⁴ Kautsky, a. a. O. (Anm. 2); Kautsky schreibt im Oktober 1932: „... jetzt hat sie seit bald vier Jahren ihren dauernden Wohnsitz in Wien aufgeschlagen.“ — Nach Schroth, a. a. O. (Anm. 13), S. 02, erschien im Jahr 1928 lediglich ein Artikel im August in der AZ, erst ab April 1929 finden sich wieder Beiträge Olbergs im Blatt, die von Ende 1929 bis Dezember 1933 dann regelmäßig erschienen.

²⁵ Siehe Schroth, a. a. O. (Anm. 13), S. 02f.

²⁶ Kautsky, a. a. O. (Anm. 2).

²⁷ U. a. Kautsky, a. a. O. (Anm. 2); Luise Kautsky: *Oda Olberg — 60 Jahre*. In: *Die Unzufriedene* (Wien), 8. 10. 1932; N. N.: *Oda Olberg 60 Jahre*. In: *Das Kleine Blatt*, 2. 10. 1932.

²⁸ Oda Olberg: *Das Weib und der Intellectualismus*, Berlin-Bern 1902; siehe dazu die Rezension in AZ, 7. 8. 1902. — Paul Julius Möbius: *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*. Halle a. S. 1900 (1901 bereits in der 3. Auflage, 1908 in der 9.).

²⁹ Laut Lakenbacher, a. a. O. (Anm. 3), S. 19; sowohl in der Österreichischen Nationalbibliothek als auch in der Universitätsbibliothek Wien ist ein Buch Olbergs mit diesem oder

ähnlichem Titel nicht katalogisiert.

³⁰ AZ, 30. 10. 1910.

³¹ AZ, 21. 2. 1911.

³² AZ, 25. 10. 1913.

³³ AZ, 12. 6. 1930.

³⁴ Zum Frauenanteil im Journalismus der Ersten Republik siehe Werner Hölzl: *Die Organistaion der Wiener Presse (1917—1934). Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der österreichischen Journalisten*. Phil. Diss., Wien 1965, S. 42 sowie *Internationales Arbeitsamt: Studien und Berichte*, Reihe L (Geistige Arbeiter) Nr. 2, *Lebens- und Arbeitsbedingungen der Journalisten*, Genf 1928, S. 30f. — Zum Frauenanteil im österreichischen Journalismus von heute siehe z. B. Ernst Schmiederer: *That's Life. Statistische Impressionen zur Lebenskultur österreichischer Journalisten*. In: *Medien-Journal*, 11, Heft 1 (1987) S. 15—21; Daniela Jentzsch, Gaby Schilcher: *Ein Leben ohne Lobby? Die berufliche Situation der Journalistinnen 1945—1985*. In: *Medien-Journal*, 11, Heft 1 (1987) S. 21—28.

³⁵ Oda Olberg: *Die Frau als geistige Arbeiterin. Die Journalistin*. In: AZ, 2. 3. 1931.

³⁶ Laut Lakenbacher, a. a. O. (Anm. 3), S. 19 (dieses Buch ist jedoch in der Österreichischen Nationalbibliothek und in der Universitätsbibliothek Wien nicht katalogisiert); Oda Olberg: *Die Entartung in ihrer Kulturbedingtheit. Bemerkungen und Anregungen*. München 1926 (siehe dazu die Rezension in: *Der Kampf*, Juli 1926, S. 302—305); Oda Olberg: *Nationalsozialismus*, Wien-Leipzig 1932, Rezensionen dazu u. a. in: *Das Kleine Blatt*, 20. 4. 1932, in: *Der Kampf* (Wien), Juni 1932, S. 277—279 sowie jene von Paul Stein in: *Der Kampf* (Wien), Oktober 1932, S. 408—418, wo dieser u. a. die Rassentheorie Olbergs kritisiert.

³⁷ Oda Olberg: *Ist der Faschismus eine Klassenbewegung?* In: *Der Kampf* (Wien), Oktober/November 1924, S. 390—398; Gracchus (d. i. Oda Olberg): *Vatikan und Faschismus*. In: *Der Kampf* (Wien), Jänner 1927, S. 12—18; Oda Olberg: *Der Nazisieg in Deutschland und seine Lehren*. In: *Der Kampf* (Wien), Mai 1933, S. 194—205.

³⁸ Lakenbacher, a. a. O. (Anm. 3), S. 19. — Ob sie, wie Lakenbacher anführt, vier oder nur zwei Kinder hatte (Röder, Strauss, a. a. O. [Anm. 3], S. 539) bleibt vorerst offen.

³⁹ *Magaziner*, a. a. O. (Anm. 1), S. 171.

⁴⁰ Lakenbacher, a. a. O. (Anm. 3), S. 20.

⁴¹ Gracchus (d. i. Oda Olberg): *Zum 12. Februar* (Gedicht). In: AZ (Brünn), 10. 2. 1935. — An dieser Stelle möchte ich Dr. Eckart Früh für seine zahlreichen Hinweise zu Oda Olberg danken. Die von ihm erstellte Personenmappe in der Dokumentation der Arbeiterkammer Wien (SOWIDOK) enthält viele bio- und bibliographische Hinweise.

⁴² Lieselotte Maas: *Handbuch der deutschen Exilpresse 1933—1945*. Hrsg. von Eberhard Lämmert. Bd. 1, München-Wien 1976, S. 156.

⁴³ Ebd., S. 162; und zwar in Nr. 2 des 2. Jahrganges (1938).

⁴⁴ Lieselotte Maas: *Handbuch der deutschen Exilpresse 1933—1945*. Hrsg. von Eberhard Lämmert. Bd. 2, München-Wien 1978, S. 466; und zwar in Nr. 555 des 2. Jahrganges (1937).

⁴⁵ Maas, Bd. 1, a. a. O. (Anm. 42), S. 146; hier in Jahrgang II und III.

⁴⁶ Ebd., S. 69; hier in Jahrgang VII (1944) bis X (1947).

⁴⁷ Maas, Bd. 2, a. a. O. (Anm. 44), S. 426; hier 1933: Nr. 6 und 14; 1935: Nr. 100, 115 und 116; 1936: Nr. 138; 1937: Nr. 203, 213, 223 und 235; 1938: Nr. 253, 260 und 271; 1939: Nr. 299 und 304.

⁴⁸ Ebd., S. 403; hier Jg. 6 (1937): Nr. 47; Jg. 7 (1938): Nr. 1, 4, 9, 18, 19, 28, 30, 48 und 53; Jg. 8 (1939): Nr. 18 und 21; Jg. 13 (1947): Nr. 35 und 37.

⁴⁹ Lakenbacher, a. a. O. (Anm. 3), S. 19.

⁵⁰ Oda Olberg-Lerda: *Das Unvergängliche*. In: AZ, 1. 1. 1949.

⁵¹ N. N. (d. i. Oscar Pollak?): *Oda Olberg-Lerda*. In: AZ, 22. 4. 1955 (siehe Anm. 1).

⁵² Röder, Strauss, a. a. O. (Anm. 3), S. 539.

⁵³ *Magaziner*, a. a. O. (Anm. 1), S. 168—172.

Anhang

Die Frau als geistige Arbeiterin

Aus den wenigen „spezifisch weiblichen“ Berufen, die es früher gab, hat die Frau von heute längst den Weg ins Freie, zu allen Erwerbsmöglichkeiten gefunden. Sie spezialisiert sich immer mehr und erschließt sich auch die geistigen Arbeitsgebiete. Freilich ist ihre Berufslaufbahn gerade hier noch eine recht dornenwolle und nur die energischsten, die begabtesten und wohl auch die in ihrem persönlichen Schicksal begünstigtesten halten durch.

Die Journalistin

Was man vom Journalisten fordert, wird auch von der Journalistin verlangt, nicht mehr und nicht weniger: Gewissenhaftigkeit, Vielseitigkeit und eine stets verfügbare Arbeitskraft. Wer das nicht mitbringt, lasse die Sünde davon. Je mehr darüber hinaus, desto besser. Der Beruf wird alles verschlingen, ohne Dank zu wissen und Erinnerung zu behalten, denn er gehört der Gegenwart, die nie stehen bleibt, der unpersönlichen, hastenden, zerrinnenden Gegenwart.

Ist es ein befriedigender Beruf, zu dem man der Frau rufen soll? Das, was den Journalismus zum Beruf macht: schreiben müssen, zur gegebenen Stunde fertig sein, Sklave des Takt, Sklave des Mannes, die es verbieten, sich in einzelne Fragen zu vertiefen, der geheile Kultus der Aktualität — das wird wohl für die wenigsten befriedigend sein. Aber der Journalismus als Aufgabe: schreiben können, was Hunderttausende lesen, das Neue, das der Tag vulkanisch ausstößt, werten im Hinblick auf ein Gelingen und Morgen, mitarbeiten — und sei es auch nur im winzigsten Ausmaß — an dem, was aus dem Rohstoff „Geschehnis“ in den Köpfen der Menschen wird, im kleinen Geschehen Zusammenhänge aufdecken mit Zurechtbewein-

und Idealen — das ist schon eine Arbeit, deren froh werden kann, wer ihr halbwegs gerecht wird. Und wo man ihr nicht gerecht wird, kann man an ihr wachsen. Mehr darf von keinem Beruf erwartet werden: daß die „Mühsal des Erwerbens“ uns nicht verkrüppelt. Der Journalismus lodt alles mögliche aus uns heraus, wenn er es auch nur tut, um es zu verzehren.

Taugt die Frau zum Journalismus? Wir haben große Journalistinnen gehabt — von Theresie Huber bis zu Mathilde Serrao. Wer die Feder zu führen weiß und sich bewußt ist, was die Feder weagt, soll es wagen. Mann oder Frau, wenn er glaubt, er könne es nicht lassen. Taugt der Journalismus der Frau? Er läßt sie mehr der Familie und dem Heim als die meisten anderen Berufe, gönnt früher als die anderen den Platz an der Sonne, wo Mann ist für Familie und Heim, baut später ab, weil in ihm das Alter nicht nur nimmt, sondern als Routine und Erfahrung Wertverbares bringt.

Aber fordert der Journalismus nicht den ganzen Menschen? Ist er darum der Frau, die doch auch Mutter und Mutter ist, abzurufen? Von einem Beruf, der den ganzen Menschen mit Weichlag nimmt, wäre auch dem Manne abzurufen. Kein Beruf, der den ganzen Menschen für sich fordert, wird ganze Menschen in seinen Bannkreis ziehen, denn Mann oder Frau, die reiflos im Beruf aufgehen, sind nur halbe oder Viertelmenschen. Wer kein ganzes Ich dem Beruf bringt, bringt ihm zu wenig. Der Journalismus, der Unpersönliche, der nicht Zeit hat für das Einzelne, braucht Persönlichkeiten, die aus ihrem reichen Einzelne heraus die vielen, vielen Leben verstehen und mitfühlen. Oda Olberg.

Dokumentation

Die Journalistinnen

Urteile von Zeitgenossen

Zusammengestellt von FRITZ HAUSJELL

Wenn Menschen sich zu einem Urteil über Journalistinnen anschicken, kommen sie nahezu immer auf die spezifisch weiblichen Qualitäten zu sprechen. Äußern sie sich hingegen über Journalisten, so wird nur selten das typisch Männliche thematisiert, wohl weil Männer das „Normale“ im Journalismus waren und sind. Frauen in diesem Beruf ist im Laufe der Geschichte eine Vielzahl von primär negativen Attributen zugeordnet worden, wie die nachfolgende Auswahl von Positionen aus dem deutschsprachigen Raum seit Ende des 19. Jahrhunderts zeigt. Aber diese Vorurteile gegenüber Journalistinnen sind nicht bloß Geschichte, wie etwa die Äußerung eines bis vor kurzem führenden österreichischen Medienmannes deutlich macht: Sein Ideal ist eine im Stil eines Männerordens organisierte Redaktion.

Zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts:

„Die englischen Zeitungsunternehmer haben bald eingesehen, daß sich mit weiblichen Mitarbeitern etwas machen lasse; ihren Eifer und ihre Anspruchslosigkeit mußte man mit Vorteil ausnützen können. So wuchs die Zahl der Journalistinnen jenseits des Kanals rasch. 1845 zählte man 15, 1891 aber 800!“

Max Osborn: *Die Frauen in der Litteratur und der Presse*, Berlin 1896, S. 274 (Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben, Heft 9).

Ende des 19. Jahrhunderts:

„In Paris ist seit vielen Jahren noch heute Mrs. Crawford die Korrespondentin der ‚Daily News‘; sie bildet dort einen Mittelpunkt des litterarischen Lebens. Jeden kennt sie und jedem ist sie bekannt. Ueberall sieht man sie. Sie hat die echte Journalistenausdauer, die echten Journalistennerven. Alles sieht sie sich an, und über alles berichtet sie, lebendig, amüsant, in kleineren und größeren Artikeln in dem Londoner Tagesblatt oder in Aufsätzen für die Wochenschrift ‚Truth‘. Ihre fünf gesunden Kinder sind lebendige Zeugnisse dafür, daß angespannteste geistige Thätigkeit die Frauen nicht hindert, ihren physischen Pflichten aufs gewissenhafteste nachzukommen!“

Osborn, a. a. O., S. 274.

1896:

„Neben einer kleinen Schar von Frauenrechtlerinnen („fémunistes“) und einer Reihe anderer, die als „courriers de la mode“ tätig sind oder kleine Skizzen ins Feuilleton liefern, ist (in Frankreich — F. H.) weitaus am bekanntesten die unangenehme Erscheinung der Mme. Sévérine, die früher im ‚Cri du peuple‘ radikale Politik machte, und von deren augenblicklichem Treiben mir ein Pariser Freund, der es wissen kann, ein anmutiges Bild entwirft: Sie schreibt in 3 bis 4 Blättern — ‚Libre Parole‘, ‚Eclair‘, ‚Echo de Paris‘ — war die Parteigängerin Boulangers (1886 Kriegsminister, Wortführer des Revanchege-dankens gegen Deutschland — F. H.), ist nun eine Freundin Drumonts und spielt sich als Wohlthäterin der Menschheit auf. Sie schreibt nämlich gegen Kapitalismus und ähnliche Auswüchse der Gesellschaft und schildert in jedem Artikel ein Elend in den furchtbarsten Farben und mit vieler Rührseligkeit. Sie hat das ‚carnet de Sévérine‘ eingeführt, d. h. sie bettelt bei den Abonnenten ihrer 3—4 Blätter permanent für ihre Armen und setzt hinter jeden ihrer Artikel eine Rubrik: ‚le carnet de Sévérine‘, in welchem sie über die empfangenen Gelder quittiert. Dieses Frauenzimmer, das sich fortwährend malen läßt und eine unerhörte Reklame macht, ist auf die Dauer unerträglich“.

Osborn, a. a. O., S. 279.

1896:

„Eine große Breslauer Zeitung hatte beispielsweise Jahre hindurch in Berlin einen Kunstkorrespondenten, der Briefe und Honorarsendungen auf einen Mannesnamen erhielt, sich aber bei einem gelegentlichen Besuch des Redakteurs als ein der besseren Hälfte der Menschheit angehöriges Wesen entpuppte. Zahlreiche Exempel ließen sich anführen. Sie beweisen schließlich doch, daß es eine große Reihe von Frauen gibt, deren gedruckten Kindern man nicht anmerkt, daß ihr Erzeuger Röcke trägt, und die es durchaus fertig bekommen, die Frauenzimmerlichkeit des Stils zu überwinden.“

Freilich hier, in dieser Sucht, männlich aufzutreten, liegt eigentlich wieder ein Dokument für das Gefühl der Schwäche, der Unterordnung, das die Frau unserer Zeit dem männlichen Geschlecht gegenüber doch noch empfindet. Sie bedeutet eine Anerkennung der eigenen Inferiorität. Denn warum soll, so gut sich bei den Schriftstellern ein männlicher Stil entwickelt hat, im Laufe der Zeit nicht auch ein wirklicher, echter ‚weiblicher Stil‘ sich langsam herausbilden? Laura Marholm hat an verschiedenen Stellen sehr fein auf die Unterschiede und auf die zarten Anfänge eines solchen ‚weiblichen‘ Stils, den sie selbst übrigens durchaus nicht schreibt, hin-

gewiesen. Man könnte sogar sagen: in dem, was wir ‚frauenzimmerlichen Stil‘ nennen, liegen die verkümmerten Wurzeln zu dem, was da verlangt oder ersehnt wird. Nur müßten die einzelnen Züge, die vorläufig noch, erstickt und nicht zur Ausbildung zugelassen, unerfreulich und abstoßend wirken, im Laufe einer langen Kultur sich reinigen und verfeinern. Es würde jedoch zu weit führen, das alles hier näher darzuthun.“

Osborn, a. a. O., S. 286f.

1896:

„Der liebenswürdige Berliner Vertreter der ‚Morning Post‘ (...) hat mir fest versichert, daß nach seiner ehrlichen Überzeugung im Durchschnitt der Stil der Journalistinnen besser sei als der ihrer männlichen Kollegen.“

Osborn, a. a. O., S. 275.

1896:

„Denn allzu viel weibliche Arbeit wollen die Leiter der großen Organe dem Publikum ja auch nicht vorsetzen. Immer noch besteht die Abneigung, und wenn nicht das, so doch eine unüberwindliche Skepsis gegen Schriftstellerinnen und gegen ‚frauenzimmerlichen Stil‘. Daß diese Skepsis ihre guten Gründe hat, ist an verschiedenen Stellen schon angedeutet worden. Aber in dem Maße, wie sie besteht, ist sie nicht mehr gerecht. Es ist die Abneigung, aus dem Gewohnten herauszukommen, die hier wie sonst bei uns ein lautes Wort mitspricht. Es ist der Tropfen Philisterblut, der meist auch den Besten in den Adern steckt. So gern man in Deutschland novarum rerum cupidus ist — auch die klügsten und vornehmsten Geister sträuben sich bei uns länger als anderswo gegen die wirklichen res novae.“

Osborn, a. a. O., S. 284f.

1896:

„Aber gewiß könnten die Frauen recht tüchtige Mitglieder in unserer Preßleitung werden. Sie besitzen vor allem einen heiligen Eifer und einen Fleiß, mit dem das andere Geschlecht nicht wohl konkurrieren kann; sind sie doch nicht dem Teufel der Kneipfröhlichkeit verfallen, der in Deutschland die Schriftsteller so wie andere Menschenkinder in seinen Klauen hält, ja vielfach jene mehr noch als diese!“

Osborn, a. a. O., S. 288.

1896:

„Eine natürliche Veranlagung zur litterarischen, insbesondere zur journalistischen Arbeit ist zweifellos vorhanden; ja, die Damen können hier mehr als auf anderen Gebieten in dem ihnen immerhin durch ihr

Geschlecht gezogenen Kreise sich bewegen. Und vielleicht könnte von seiten der Frauenvereinigungen hier etwas geschehen, um denjenigen, die es ernst mit einem Studium und einem künftigen litterarischen Berufe meinen, Unterricht und Bildungsmittel zu bieten. Diese Dinge wären wohl zu erwägen, wenn die preußische Unterrichtsverwaltung nicht geneigt ist, von ihrem heutigen Standpunkte allmählich abzuweichen. Aber ohne alle diese Dinge ist es die unabwiesbare Pflicht jeder einzelnen Dame, die sich auf dem Gebiete der Litteratur und Presse eine Lebensstellung schaffen will, den Versuch zu machen, sich selbst systematisch zu bilden. Das ist freilich schwer und oft entmutigend. Aber es ist nötig, wenn man den schriftstellerisch thätigen Frauen nicht auch den Vorwurf des Leichtsinns machen soll, den man so vielen in fröhlicher Unbildung, mit dem bekannten ‚von Sachkenntnis nicht getrüben‘ Blicke an die Dinge herantretenden Journalisten männlichen Geschlechts zu machen berechtigt ist.“

Osborn, a. a. O., S. 291f.

1896:

„Es kann kein Zweifel mehr sein, daß die weiblichen Schriftsteller sich zu einer journalistischen Thätigkeit in ganz hervorragendem Maße eignen. Hier kommt ihnen derselbe Zug zugute, dem in der großen Litteratur die wundervollen Bände von Frauenbriefen und Frauenmemoiren ihre Entstehung verdanken. Das Talent zum Plaudern, zur behaglichen Unterhaltung ist eine vorzügliche Grundlage für den Beruf des Feuilletonisten. Der echte Feuilletonstil in seiner harmlosen Schwatzhaftigkeit, die lose Art der Komposition, die leichte Oberflächlichkeit, die geradezu verlangt werden muß, sie wird die Frauen, die die Feder führen können, locken, — und die Hälfte der journalistischen Arbeit beruht schließlich auf dem Feuilletonstil!“

Osborn, a. a. O., S. 273f.

1896:

„Für die Journalistinnen jedoch ist ein geregelt Studium geradezu unentbehrlich. Die Damen, die sich der Presse widmen wollen, müssen in ihrer heute — trotz sichtbaren Anfängen kommender Veränderungen — doch noch bestehenden Ausschließung von der Universität ein Hindernis für eine gedeihliche Entwicklung sehen. Gewiß: auch damit ist es noch nicht gethan. Wenn diese Mauer gefallen wäre, stände es um die Vorbildung der Frauen hier ja nicht anders als um die der Männer. Und von der ist auch nicht viel zu sagen. Was uns fehlt, sind Journalisteninstitute oder wenigstens Journalistenkurse, wie wir sie zum Beispiel in England gefunden haben. Der Journalismus verlangt gewisse

unerläßliche Kenntnisse und erfordert gewisse Fertigkeiten, die beide erlernt werden können, wenn auch dabei selbstverständlich immer noch ein Rest von Dingen bleibt, die von Anfang an vorhanden sein müssen. Würden solche Einrichtungen für diejenigen Bürger beiderlei Geschlechts, die sich dem Journalismus zuwenden wollen, getroffen, so würden ohne Frage die Leistungen der Journalisten und damit das Niveau des gesamten, für unser ganzes öffentliches Leben so ungeheuer wichtigen Standes in kurzer Zeit sich um ein bedeutendes heben. Die deutsche Mode, auf diese völlig unentbehrlichen Mitglieder der Gesellschaft zu schimpfen, würde allgemach schwinden; denn die Gründe für diese Verallgemeinerungen würden zusammenschrumpfen.“

Osborn, a. a. O., S. 290.

1931:

„Als Journalistin ist die Frau in der politischen Zeitungsarbeit bisher nur in geringem Umfange am Werke. Von den ca. 200 Journalistinnen, die an deutschen Tageszeitungen tätig sind, arbeiten höchstens 4 ausgesprochen politisch. An wirklich führender Stelle steht aber auch hier keine. Der politische Journalismus ist ein männliches Handwerk. Die wenigen Frauen, die auch im internationalen Journalismus, z. B. bei den großen politischen Konferenzen sich sehen lassen, sind nur zum Teil beruflich ernst arbeitend, dann freilich — zumal in der Kunst des Interviews und der Information — meist sehr erfolgreich. Besonders die Amerikanerinnen pflegen diese Kunst mit einem Höchstaufwand gesellschaftlicher und gelegentlich auch weiblicher Künste zu betreiben. Das aber entspricht nicht unserer Anschauung vom politischen Journalismus. Wir sehen in ihm eine gesinnungsgebundene Arbeit, und in dieser Arbeit ist im Hauptberuf bisher keine Frau führend hervorgetreten. Auch von den politisch wirkenden Frauen hat bisher keine das intensive publizistische Bedürfnis mancher ihrer männlichen Kollegen empfunden. (...) Die publizistische Arbeit der Frau geht vom Politischen schnell ins Spezielle, nicht nur in das Gebiet der Frauenfrage, sondern namentlich in die Sozial- und Wohlfahrtsarbeit und in das Kulturpolitische. Aber einen publizistischen Namen von Bedeutung haben auch auf diesem Gebiete selbst bedeutende politisch tätige Frauen sich bis heute nicht geholt, während auf dem Gebiete des Feuilletons heute Frauen schon Leistungen großen Formats aufzuweisen haben und mit führenden männlichen Feuilletonisten in hartem Wettbewerb stehen.

Wie ist dieser Mangel politisch-publizistischer Frauenarbeit zu verstehen? Zunächst natürlich aus der späteren Ankunft der Frau im Bereich des Politi-

schen und aus allem, was damit zusammenhängt; dann aber aus der Abneigung der Frau gegen das oft spekulativ und doktrinär Politische und ihrer größeren Begabung zum konkret Anschaulichen, dem Lebensnahen — dem Menschlichen. Es ist an sich ganz und gar kein Schaden, wenn das so bleibt. Im Gegenteil, gerade diese Eigenschaften sollte die Frau viel entschiedener in die Tagespolitik tragen. (...) Räumen wir also der lebenswärmeren Welt der Frau eine breitere Wirkung im Publizistischen ein. Die Frau ist — oder sollte auch die beste Vorkämpferin gegen den Radikalismus sein. Die radikale Frau ist politisch-journalistisch schwer zu ertragen und ist Gottseidank hier auch sehr in der Minderheit. (...) Wir fordern nicht den weiblichen ‚Leitartikler‘ — aber wir halten einen breiteren Einfluß bester weiblicher Kräfte in den Kreisen politischer Publizistik für notwendig. Gerade heute kann mit der Gefühlsstärke und der natürlichen Unmittelbarkeit der Frau publizistische Wirkung getan werden.“

Emil Dovifat: *Die Frau in der politischen Zeitungsarbeit. Gegenwartslage und Zukunftshoffnungen.* In: *Mitteilungen des Reichsfrauenbeirats der Deutschen Zentrumspartei*, Berlin, 6, 4 (Juli, August 1931), S. 117f.

1931:

„Soweit es sich um die positive Mitarbeit der Frau in der politischen Presse handelt, erwartet die Leserschaft, daß sie im wahren Sinne des Wortes ‚Arbeit der Frau‘ ist. Sie soll sich in Inhalt und Form unterscheiden von der Arbeit des Mannes.

Im Inhalt, insofern die Frau in besonderer Weise auf den Gebieten sich betätigen soll, die ihrem Wesen als Frau entsprechen. Sie muß sich Gehör verschaffen in allen Fragen der Wohlfahrtspflege, der Erziehung, der Familie, ihres eigenen Lebens und einer im Christentum verankerten Kultur. (...) Neben dieser der Frau eigenen Lebensnähe, die ihr auch tieferes und vielfach intuitives Verständnis gibt, ein Verständnis, das nicht in hohem Wissen, vor allem nicht in Fachwissen begründet liegt, trägt die Frau mehr als der Mann das Streben zum Ganzen in sich. (...) In einer Zeit der Gegensätze wie der unserigen ist die Mitarbeit der Frau im politischen Leben gerade von diesem Gesichtspunkte aus unersetzlich. Wo immer die Frau ihre Stimme erhebt, sei es in der Versammlung oder Presse, da soll sie zur Einheit, zur Einigkeit, zum Frieden sprechen. Darum kann und darf sie niemals dem Radikalismus von links oder rechts das Wort reden. So erwartet die Leserschaft von der politischen Mitarbeit der Frau, daß sie, ihrem Wesen entsprechend, in allem dem Leben dient in seinem tiefsten und letzten Sinne, und daß sie überall die Gemeinschaft fördert, und damit den Frieden und die Eintracht.

Die politische Mitarbeit der Frau in der Presse soll sodann etwas Besonderes darstellen in ihrer Form. Diese muß sich mit Selbstverständlichkeit aus dem Inhalte ergeben. Es widerspricht der Eigenart der Frau, sich in doktrinaire Erörterungen zu verlieren, akademische Weisheit und weltfremde, unverständliche Formulierungen zu bringen, sondern sie muß sprechen in einfachen und klaren Worten, wie sie vom Volke verstanden werden.“

Emma Horion: *Was erwartet die Leserschaft von der weiblichen Mitarbeit an der Tagespresse? (Rundfrage des Reichsfrauenbeirates) Leben — nicht Theorie.* In: Mitteilungen des Reichsfrauenbeirates der Deutschen Zentrumsparterie, Berlin, 6, 4, (Juli, August 1931), S. 141f.

1931:

„1. Ich wünsche, daß die Frau in der allgemeinen politischen Presse mehr in Erscheinung träte, als es heute der Fall ist. Die Frauenzeitschrift genügt nicht. Die Allgemeinheit hat ein Interesse daran, zu sehen, wie sich die Welt in den Augen und in der Empfindung der Frau widerspiegelt.

2. Ihre Mitarbeit wird um so wertvoller sein, je mehr sie ihre eigene Art in der Anschauung und Darstellung zu bewahren vermag. Also: lebensnahe im Sehen, natürlich in der Sprache, verstehender Wille in der Zielrichtung.

3. Ich erwarte von der Mitarbeit solcher Frauen, daß sie dazu beitragen, das geistige Niveau der Politik in der Presse zu heben. Ich denke, gerade die Frauen müßten es sehr stark fühlen, wie sehr die politischen Dinge in Inhalt und Form heute noch der Einordnung in den Zusammenhang alles Lebendigen: des Geistes, der Seele und der Moral, bedürfen.

4. Den besonderen Wert der Mitarbeit von Frauen an der politischen Presse vermag ich nur in der pfleglichen Gestaltung politischer Kultur zu erblicken. Veräußerlichung, Vergröberung und Entartung des Politischen besorgen die Männer zur Genüge.“

Joseph Joos: *Was erwartet die Leserschaft von der weiblichen Mitarbeit an der Tagespresse? (Rundfrage des Reichsfrauenbeirates) Politische Kultur.* In: Mitteilungen des Reichsfrauenbeirates der Deutschen Zentrumsparterie, Berlin, 6, 4, (Juli, August 1931), S. 140.

1931:

„Durch die regelmäßige, zähe und verantwortliche Mitarbeit führender Frauen dürfte wohl auch in Ton und Form der Presse manche unvornehme, sensationsgeschwängerte Journalisterei zurückgedrängt werden, gegen die sich die Frauenleserschaft spontan und nachdrücklich viel mehr wehren müßte; leider ist sie fast so allgemein geworden, daß manche sie mit ‚Tagespresse‘ schlechthin

identifizieren. Deshalb brauchte unser Zeitungston durchaus nicht trocken-langweilig, sachlich-ledern oder tragisch-feierlich zu sein. Kann nicht gerade die Feder der Frau auch andere Farben auf der Palette haben? zu der Sachlichkeit den Humor, zur trockenen Materie die lebendige, blutvolle Interpretation, für den sachlichen Gegner den geformten, schlagfertigen Kampf ohne jedes häßliche Wühlen in dem Schutzgebiet seines Privatlebens, für das Aufzeigen geistiger Bewegungen alle Formen und Schattierungen des Feuilletons. Der Ton kann ‚schüren‘, kann aber auch zum Ausgleich von Spannungen beitragen.

Und all diese Mitarbeit der Frauen nicht einmal ‚gelegentlich‘ in dem ‚großen Blatt‘, oder kurz vor dem Wahlkampf im Dienste der Partei. Die Mitarbeit der Frau an der Tagespresse soll mehr und mehr ihre verantwortliche Tagesarbeit am Volke werden. Der Weg in die kleine Presse, in die Provinz- und Dorfzeitung dürfte auch gefunden werden, sobald er ernstlich gewollt und mit dem Nachdruck der politischen Persönlichkeit gesucht, erschlossen, gefordert wird. Die radikale Presse (die nationalsozialistische und kommunistische ist hier gemeint — F. H.) scheint viel energischer mit erstarrten Formen gebrochen und neue Wirkkräfte in ihre Presse hineingeleitet zu haben.“

Ina Neundörfer: *Was erwartet die Leserschaft von der weiblichen Mitarbeit an der Tagespresse? (Rundfrage des Reichsfrauenbeirates) Ans Volk heran.* In: Mitteilungen des Reichsfrauenbeirates der Deutschen Zentrumsparterie, Berlin, 6, 4, (Juli, August 1931), S. 139.

1931:

„Wir Frauen könnten, wenn wir wollten, eine Großmacht sein, die den Stil der Presse umwirft und neu formt: den Stil des Mutes statt der Feigheit, der Wahrhaftigkeit statt der Verschleierung, der wesentlichen Dinge statt der unwesentlichen, wortreichen, des Aufbaus statt der Zersetzung, des Vertrauens statt der Kritiksucht. Deshalb müssen wir positiv mitarbeiten und den Leserkreis beherrschen. Selbst die auswärtige Politik und Deutschlands Stellung zu den Weltmächten hängt in irgend einer Weise mit dem großen Stil der Presse zusammen. Sie säet Zwietracht oder Vertrauen; sie zielt sicher oder steckt ihre Ziele falsch ab. Was nützen uns alle europäische Begegnungen maßgebender Staatsmänner oder die Konferenzen in Amerika, wenn die Presse falsche Deutungen angibt oder unwesentliche Anmerkungen macht! Die psychologische, ganz feine Maschinerie der Journalistik ist die freundliche oder feindliche Atmosphäre der großen Politik der Völker und Staaten. Sie ist das feinnervige Netz, das die politischen Dinge aufnimmt, belebt und

wieder in das Weltall wirft. Es ist nicht wahr, daß nur Männerverstand und Männerweisheit hier wirken müssen! Auch die verantwortliche, vom Schicksal ihres Volkes durchglühte Frau muß mitarbeiten, wenn sie weiß, was von der geschickten, klugen und tapferen Feder des Journalisten abhängen kann.“

Helene Weber: *Die Frau in der politischen Zeitungsarbeit. Gegenwartslage und Zukunftshoffnungen*. In: Mitteilungen des Reichsfrauenbeirats der deutschen Zentrumspartei, Berlin, 6, 4, (Juli, August), S. 121.

1936:

„Der weiblichen Natur entsprechend wird die journalistische Arbeit der Frau sich immer vorwiegend auf die Unterhaltung, die Literatur, Mode, Erziehung und verwandte Gebiete beschränken. Die Frau wird stets mehr mit dem Herzen schreiben als der Mann und die regelmäßige aufreibende Arbeit in der Redaktion wird ihr weniger liegen als die freie Mitarbeit aus eigenem Antrieb. Auf den von ihr gewählten Gebieten aber wird die Frau als Journalistin wenn nicht durchschnittlich, so doch in Einzelpersönlichkeiten oft genug Vortrefflicheres zu leisten imstande sein als die männlichen Kollegen.“

Adolf Dresler: *Die Frau im Journalismus*. München 1936, S. 8.

1939:

„Der Beruf der weiblichen Zeitungsmitarbeiterin ist jungen Datums, setzte sich vor ungefähr einem Jahrzehnt rasch durch und trug wesentlich dazu bei, die als gefährlich bezeichnete Weltmacht Presse bedrohlich zu schwächen. Dies besorgten bereits früher die weiblichen Schriftsteller, mit deren Erzeugnissen man den Romanteil füllte (leider auch heute noch viel zuviel füllt).“

Die Mitarbeiterin der Nachkriegszeit (ab 1918 — F. H.) bedeutete den Umsturz der Presse. Diese muß, um wirksam zu sein, der Inbegriff starker Zusammenballung sein, der Stoff kurz, klar, scharf und abgegrenzt. Wirkliche Journalistik schließt Schwätzerei, verschwommene Betrachtungen und Ergüsse ziellosen Betrachtungsbreies aus, alles Dinge, die der weiblichen Feder das Eindringen in die Presse scheinbar unmöglich machen mußten.

Heuschreckenschwärmen gleich überfielen die Schreiberinnen die Schriftleitungen, zumeist ausgerüstet mit natürlichen oder gesellschaftlichen Beigaben. (Sie überboten jüdische Hausierer an Zudringlichkeit und Entäußerung ihrer Persönlichkeit.) Sie schrieben vom Kochlöffel bis zum Himalaya, unbeschwert von sachlicher Kenntnis des Stoffes, breiteten aber stets auch die Gedanken der Frauenrechtleri aus. Die Setzer und Metteure (Zusammensteller des Zeitungssatzes) verzweifelten, die Spalten wuchsen, die Schwätzerei überzog das

ganze Blatt wie mit einem zähen Schleim. Das Unglück war fertig. Als das bezeichnete man in denkenden Kreisen die weibliche Pressearbeit. Der Umbruch (1933 — F. H.) schuf in begrüßenswerter Weise eine radikale Änderung. (...)

Beliebt waren bei diesen jüdischen und weißjüdischen Schreiberinnen die sozialen Anwendungen. Wie die in Charitasvereinen und ähnlichen Wohltätigkeitsdilettantismen tätigen Nichtstuerinnen schluchzte die Mitarbeiterin bittere Tränen über das soziale Leid, das sie Schilderungen männlicher Feder entnahm.

Der Leser des Altreiches wurde durch die Erneuerung der Presse begrüßenswert rasch von der geistigen Strumpfstrickerei befreit. In der österreichischen Presse trieb sich die Mitarbeiterin bis zur Heimkehr der Ostmark in das Reich herum. Man konnte die Seufzer eines Wiener Schriftleiters verstehen, der im Jänner 1938 in einer Monatsschrift schrieb:

Die Pressemitarbeiterin füllte eine früher herb empfundene Lücke aus. Sie besorgt den Tratschteil, bearbeitet auch den Teil für Kochrezepte und Säuglingspflege sowie für Mode, ferner den Gesellschaftsteil, also Abteilungen, die bekanntlich nur wenig gelesen werden. Mit dem Vordringen des weiblichen Geschlechtes auf allen Gebieten eroberte die weibliche Feder aber langsam auch die anderen Blatteile und verbreitete sich zum Schrecken der normalhirnigen Leser über alle Mitteilungen.

Die weiblichen Beiträge wirken in unserer erregten Zeit als ausgleichende Beruhigungsmittel. Sie schläfern ein, lenken vom ernsten Betrachten ab, ergötzen den Leser durch das Molluskengewoge von sich widersprechenden Ansichten und verleihen der Presse durch die kindlich-phantastische Plauderlust eine beruhigende Harmlosigkeit usw.

Ich meine, das vorstehende Urteil war zu ernst und zu herb. Ich denke, zur Beruhigung aller Zeitgenossinnen, welche mit der Feder spielen und wieder energisch daran sind, in die Gegenwartspresse einzudringen, anstatt fürsorgliche Ehefrauen und Mütter zu werden, ganz anders. Da die weibliche Abwehr: „Alles nur Neid und Furcht vor der Konkurrenz!“ gern benützt wird, verwende ich nur den Satz eines die Konkurrenz nicht mehr Fürchtenden, nämlich Shakespeares: „Viel Lärm um nichts!“

Johann Freiner (d. i. Johann Ferch): *Verhält sich Frau Eva richtig? Eine launige Betrachtung des Ewigweiblichen*. Braunschweig 1939, S. 146ff.

1943:

„Augenblicklich haben die jungen

Schriftleiterinnen mindestens einen leichten Start. Die Aussichten auf Anstellung sind im Krieg so gut wie nie zuvor. Diejenigen, bei denen die romantischen Vorstellungen jedoch zwingender sind als die Berufung zum Beruf, sollten vor der Entscheidung einen Augenblick an die Heere von Kriegsberichtern denken, die einmal zurückkommen und den ersten Anspruch auf Unterkommen haben. Da werden sich nur die allerbesten Schriftleiterinnen behaupten können — und das ist gut so. Es ist auch gut, daß die dilettantische Journalistin früherer Zeiten verschwunden ist. Das Schriftleitergesetz von 1933 hat sich da als rechter Segen erwiesen.“

Docky Hammer: *Ernst Arbeit statt romantischer Schwärmerei. Einiges Beherzigenswertes für junge Schriftleiterinnen.* In: Deutsche Presse, Zeitschrift des Reichsverbandes der deutschen Presse, Berlin 33, 17 (1943), S. 187.

1943:

„Je länger der Krieg dauert, je härter um den Sieg gelitten und gestritten werden muß, um so mehr treten überall daheim die Frauen an die Stelle der Männer, die zur Zeit anderen Aufgaben zu dienen haben. Und wohl in wenigen Berufen fällt diese Frauenarbeit den Berufskameraden unter den Waffen so sehr auf wie in dem unsrigen. Sehen wir und auch die Leser doch an den Stellen der Zeitung, an denen so oft unser Name stand, jetzt den Namen einer Frau, und zwar vielfach auch in den Sparten, in denen früher eine Frau kaum einmal zu Wort gekommen ist.

Gewiß, Schriftleiterinnen hat es immer gegeben, aber verhältnismäßig wenig bei den Tageszeitungen. Und dann waren ihnen in der Hauptsache die Gebiete vorbehalten, in denen sie zu den Leserinnen sprechen konnten, wie es nötig war, um richtig verstanden zu werden, in hauswirtschaftlichen Fragen, in der Mode, in Unterhaltungsbeilagen, im Feuilleton oder in der Kultur und auch als lokale Mitarbeiterinnen. Wenige, die sich auf das Gebiet der Politik, der innenpolitischen Reportage oder gar der Wirtschaft ‚wagten‘. Der Krieg hat da einen gründlichen Wandel geschaffen.

(...) Je mehr jedoch der männliche Nachwuchs ausblieb und ausbleiben mußte und je mehr auch von den Verbliebenen noch zu den Waffen eilen mußten, desto eher mußte der Tag kommen, wo auch in der Presse mehr Frauen an die Stelle der Männer rückten.

Zum Nachteil der Zeitungen? Diese Frage ist zu verneinen. Die Frau als Politikerin — um nur diese Sparte zu betrachten — ist ursprünglich eine Notmaßnahme des Krieges. Doch wir wollen sie als einen Gewinn verbuchen, den wir auch dann nicht wieder abschreiben können und wollen, wenn wir, die wir jetzt bei der Wehrmacht sind, einst wieder hinter den Schreibtischen daheim sitzen. Es war eine

Schwäche der Vergangenheit, daß die Frau sich meistens von den ‚Hauptressorts‘ fernhielt und ihr Wirken dort suchte, wohin sie das persönliche Interesse zog. (...) Wir würden doch in diesem Existenzkampf des ganzen Volkes vollkommen verfehlte, wirkungslose Zeitungen machen, wollten wir die ‚Politik‘ als für den Mann reserviert betrachten und die Frau als Leserin lediglich auf das Lokale, den Roman und die Unterhaltung verweisen. (...)

Einiges sei diesen Frauen nun mitgegeben auf ihren Weg, an ihre Arbeit. Zunächst einmal ist Politik keine Sache des Verstandes. Politik, so wie wir sie verstehen müssen, um Wirkung bei den Lesern zu erzielen, ist Sache des Herzens. (...)

Wo ist aber wohl das Herz noch aufgeschlossener, um davon abgeben, ausströmen zu können, als bei der Frau? Sie möge es sprechen lassen, laut und oft, und sich davor hüten, in dem Geleise fortzufahren, aus dem wir herausgenommen wurden, um an anderer Stelle unserem Volke zu dienen. (...)

Es kommt einmal die Zeit, wo wir zurückkehren werden, um in Frieden wieder am Aufbau der Zeitungen zu arbeiten. Dann sind die Frauen in den Schriftleitungen nicht überflüssig, auch nicht in der Politik. Wer seine Berufung richtig auffaßt, für den kann der Beruf kein nur zeitweiliger sein. Vor uns liegt die gewaltige Arbeit des neuen, schöneren Aufbaus, und da wird uns der Nachwuchs fehlen. Er blieb zu einem Teil nach tapferer Pflichterfüllung vorm Feind. Viele drängte es zu anderen Berufen. (...) Nicht ‚Ersatz‘ sollen die Frauen jetzt in unseren Stellen sein. Nein, sie, die heute für uns arbeiten, werden es einst mit uns bei der großen Aufgabe fortsetzen, die unser dann wartet.“

Carl W. Gilfert: *Die Frau als Politikerin. Liebe zum Beruf, Mut und Verantwortungsbewußtsein als Voraussetzung erfolgreicher Arbeit.* In: Deutsche Presse, Zeitschrift des Reichsverbandes der deutschen Presse, Berlin, 33, 17 (1943), S. 186.

1951:

„Die Mitarbeit von Frauen an der Tageszeitung sollte sich nicht auf die Frauenseite oder Frauenbeilage beschränken, sondern über Mode, Kindererziehung, Küchenangelegenheiten und gute Ratschläge in Lebensfragen hinausgehen. Frauen können in jeder Sparte gute Arbeit leisten. So gelingen Unterredungen mit hochstehenden oder schwer zugänglichen Persönlichkeiten dem weiblichen Berichterstatte meist besser als dem männlichen — die Frau kann eher die menschliche, persönliche Note anschlagen. Der Wirtschaftsteil wird allgemein verständlich, wenn eine Frau auf seine Gestaltung einwirkt; sie denkt eher daran, daß der größere Teil des Volkseinkommens durch Frauenhände geht und daß Frauenwünsche und -ansichten die Richtung des Verbrauchs lenken können.

(...) nicht nur bei der Auswahl des Romans, nicht nur im Unterhaltungsteil überhaupt sollte sie mitreden dürfen. Gleichberechtigung kann sie sich allerdings, wie überall, nur durch gleiche — und das heißt vielfach: bessere — Leistung verschaffen.“

Josef März: *Die moderne Zeitung. Ihre Einrichtungen und ihre Betriebsweise*. München 1951, S. 162.

1956:

„Weibliche Reporter benehmen sich immer wie eine Köchin, die etwas auf dem Feuer hat. Sie möchte immerzu den Deckel heben und hineinlugen und es irritiert den Mann am Schreibtisch, wenn er eine Meldung redigiert und beim Aufblicken das Mädchen sieht, das sie geschrieben hat und sich in Qualen windet.“

Edwin Lakam: *Diese Frau ...* (o. O.) 1956, S. 91, zit. nach Elisabeth Zaunbauer: *Die Stellung der Frau in der Wiener Tagespresse in der zweiten Republik zwischen 1945 und 1960*. Phil. Diss., Wien 1965, S. 111.

1985:

„Dieses Blatt (den „Bild-Telegraf“ ab 1954 — F. H.) führte ich so in der Manier eines Männerordens mit Dameneinsprengsel. Es wäre überhaupt — ich bestreite das nie — das Ideal meines Lebens gewesen, eine Zeitung als Orden herausgeben zu dürfen (Lachen und Applaus des Publikums). Ich natürlich der Abt, ist klar. Und viel ordinärer schrieb das der SPD-Pressedienst als ich mein Amt als Berater des Kanzlerkandidaten Kohl antrat. Da war so ungefähr der erste Absatz ‚Einen feinen Mann hat sich dieser Kohl geholt. In Wien ging das Sprichwort, daß die Redaktionen als Männerbünde geführt werden, die Ehen werden geschieden und am Samstag, aber nur am Nachmittag, wird ins Puff gegangen, gemeinsam.‘ So, bitte, war es nicht. Aber als Männerorden hätt' ich's schon gern gehabt.“

Gerd Bacher in der ORF-Reihe *Zeitzeugen*, gesendet in der Reihe *Journal-Panorama*, ORF-Hörfunkprogramm Ö1, 19. 6. 1985, 18.30—19.00 Uhr.

 SOZIAL WISSENSCHAFTLICHE DOKUMENTATION	 SOZIAL WISSENSCHAFTLICHE STUDIENBIBLIOTHEK
<p>~2,5 Mio. Zeitungs- und Zeitschriftenartikel aus 100 Jahren nach Sachgebieten gesammelt & geordnet leicht und sofort zugänglich</p>	<p>230.000 Bücher und über 1100 Fachzeitschriften und Tageszeitungen warten auf Sie!</p>
<p>SOWIDOK-Datenbank: 500.000 Literaturhinweise ab 1980 gespeichert, abfragbar über die Informationsvermittlungsstellen der Nationalbibliothek, der Bibliotheken der WU-Wien und der Universitäten Wien, Graz, Linz, Salzburg und Innsbruck</p>	<p>Autorenkatalog Schlagwortkatalog EDV-Recherchen Mikro-Lesegeräte Münz-Kopierer</p>
<p>Aktuelle Information zu den Sachgebieten: Wirtschaft – Politik – Gesellschaft Sozialpolitik – Arbeitswelt – Arbeiterbewegung Bildung – Kultur – Geschichte Umweltprobleme – Konsumentenschutz – Recht</p>	
<p>Sozialwissenschaftliche Dokumentation der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien 1040 Wien, Prinz-Eugen-Straße 20–22 Tel. 65 37 65/393 Mo–Fr 8–16 Uhr</p>	<p>Sozialwissenschaftliche Studienbibliothek der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien 1040 Wien, Prinz-Eugen-Straße 20–22 Tel. 65 37 65/452 Auskunft 352 Lesesaal Mo–Fr 13–19.30 Uhr Sa 9–12 Uhr</p>

wurde ich von der Gemeinde, und zwar wie man mir im Rathaus sagte, wegen meiner sozialistischen Einstellung entlassen. Nach meiner Entlassung trat ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin in ein ständiges Vertragsverhältnis zu dieser Forschungsstelle.

Schon im Jahre 1931 war ich fallweise Mitarbeiterin der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle ... Ich wurde aber nur halbtätig beschäftigt. Die Aufgabe dieser Forschungsstelle war, marktanalytische Untersuchungen durchzuführen.

Reichspost 21. 11. 1931

Neue Methoden der Wirtschaftspsychologie

Auf Anregung des Psychologischen Instituts in Wien wurde Anfang November unter Teilnahme hervorragender Wirtschaftsführer, vieler Hochschulprofessoren und fachmännischer Beamter die „Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle“ gegründet, deren Präsidium aus Universitätsprofessor Karl Bühler, Handelskammerpräsident Bundeskanzler a. D. Streeruwitz, Generalsekretär der Arbeiterkammer Hofrat Palla und Generalsekretär der N. Ö. Landwirtschaftskammer Hofrat Winter besteht ... Die neugegründete „Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle“ wird der Erforschung wirtschaftlicher Motive auf allen Gebieten der Wirtschaft dienen. Von ihrem engeren Gebiete, der Beantwortung wirtschaftspsychologischer Fragen für alle Branchen: warum gefällt dieses Buch, warum gefällt gerade jenes Kinostück, warum wirkte eine bestimmte Reklame besonders überzeugend, wird sich die „Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle“ auch mit dem allgemeineren Gebiete des Gesellschaftslebens befassen, so etwa mit der rationalen Hebung des Fremdenverkehrs, mit der Auswirkung von Fürsorgemaßnahmen und pädagogischen Versuchen, mit der Steigerung des Absatzes inländischer Produkte usw.“

Professor Bühler blieb bis Ende 1933 Präsident. Im Jahre 1933 entstanden Differenzen über die kommerzielle Führung zwischen Professor Bühler und Dr. Paul Lazarsfeld. In der Folge erklärte Bühler, daß er mit dem Vereine nichts mehr zu tun haben wolle ...

Mein Mann, Dr. Paul Lazarsfeld und Dr. Hans Zeisel, dessen Anschrift ist mir gegenwärtig nicht mehr erinnerlich, waren die wissenschaftlichen Leiter. Mein gewesener Mann, Dr. Paul Lazarsfeld schied im September 1933 aus und folgte dem Ruf an die Universität in New York. Dr. Hans Zeisel schied anfangs 1934 aus. Soweit ich mich erinnern kann, übernahm ich mit Frau Dr. Gertrude Wagner im Jänner 1934 gemeinsam die Leitung der wissenschaftlichen Abteilung ... Bis zum (Ende des) Jahre(s) 1934 entwickelte die Forschungsstelle keine Tätigkeit. Erst in diesem Jahre wurde dann der Betrieb durch finanzielle Zuwendungen seitens eines gewissen Leo Gold reaktiviert.

Niederschrift

aufgenommen bei der Bund. Pol. Dion. Wien am 28. 11. 36 mit Heinrich Faludi

Kaufmann, am 4. Juni 1883 in Wien geb. u. zust., kfl., verw. XIII. Lainzerstraße Nr. 158 ... welcher angibt:

Ich war in den Jahren 1924—1929 Direktor der Wiener Werbezentrale der Wiener Messe A. G. und war vom Jahre 1929—1934 Leiter der Werbeabteilung der „GEWISTA“ ... Gelegentlich

der Herbstmesse im Jahre 1933 hatte sich Dr. Paul Lazarsfeld und Dr. H. Zeisel, die damals die Leiter der österr(eichischen) Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle waren, an mich bezüglich der Durchführung einer Plakatanalyse während der Messezeit gewandt. Auf diese Weise kam ich mit der Forschungsstelle in Berührung und lernte die Methoden dieser Forschungsstelle kennen. Als die Forschungsstelle von meinem Ausscheiden aus der GEWISTA Kenntnis erhalten hatte, wandte sich Frau Dr. Gertrude Wagner, die damalige Leiterin der wissenschaftlichen Abteilung der Forschungsstelle, mit der Aufforderung an mich, der Forschungsstelle beizutreten ... Als ich in die Forschungsstelle eintrat, fand ich folgende Situation vor: Ende 1933, anfangs 1934 war Dr. Paul Lazarsfeld als ordentlicher Universitätsprofessor nach New York berufen worden. Die wissenschaftliche Leitung lag in den Händen der bereits vorerwähnten Frau Dr. Gertrude Wagner und Frau Dr. Maria Lazarsfeld-Jahoda. Kommerzieller Leiter war ein gewisser Leo Gold, Wien I, Dollfußplatz 3 wohnhaft. Leo Gold finanzierte außerdem die Forschungsstelle, die damals Vereinscharakter hatte. Präsident des Vereines war Universitätsprofessor Dr. Bühler, dem ein Kuratorium zur Seite stand ...

Als Leiter der kommerziellen (Abteilung) hatte ich bloß die Aufgabe, Aufträge von Firmen herbeizuschaffen (und die finanzielle Gebahrung durchzuführen). Vereinbarungsgemäß stand mir eine Provision von 30% zu ... Sache der wissenschaftlichen Arbeit ist es, die Problemstellung auszuarbeiten und die Analyse durchzuführen. Zur Durchführung dieser Arbeiten standen der wissenschaftlichen Abteilung etwa 100 Rechercheure zur Verfügung, die sich vorwiegend aus ehemaligen Schülern des Dr. Paul Lazarsfeld und des Professors Dr. Bühler rekrutierten ... Die Aufnahme dieser Rechercheure oblag der wissenschaftlichen Abteilung ... Mitarbeiter der Frau Lazarsfeld-Jahoda sind: Dr. Kautsky, Dr. Neumann. Frau Dr. Weil, Elisabeth Zerner, Gerti Kral ...

Der Verein wurde ungefähr im März 1935 aufgelöst. Daraufhin gründeten Heinrich Faludi, Dr. Gertrude Wagner und ich die „Arbeitsgemeinschaft der Mitarbeiter der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“. Die Mittel zur Aufrechterhaltung dieser Stelle bezogen wir aus den Erträgen von Gutachten, die wir für verschiedene Firmen durchgeführt haben.

Aus dem polizeilichen Verhör Heinrich Faludis:

Auf Grund dieser Aufträge wurden in der wissenschaftlichen Abteilung Fragebogen angefertigt. Vor Durchführung der Recherchen hielt Frau Maria Lazarsfeld in den Räumen der Forschungsstelle mit den in Betracht kommenden Rechercheuren — bei einer größeren Analyse wurden bis zu 60 verwendet — eine sogenannte Rechercheurkonferenz ab, bei der die Rechercheure genaue Anweisungen erhielten. Jeder Rechercheur führte bei etwa 10—15 Personen die entsprechenden Erhebungen durch. Jeder Rechercheur erhielt pro Erhebung einen Betrag, der sich zwischen 40 Groschen und 1 Schilling bewegte.

Als ich im Juni 1935 außerdem erkrankte, traten bei der Forschungsstelle gewisse finanzielle Schwierigkeiten ein, da ich nicht entsprechende Aufträge werben konnte.

Ungefähr im Juni 1935 mußten wir finanzielle Hilfe seitens des Ob. Baurates Ing. Goldner ... in der Höhe von 2000 S in Anspruch nehmen. Ing. Goldner zeigte aber in der Folge wenig Interesse an der Sache, mußte jedoch monatlich glaublich 160 S von uns als Gehalt oder Ertragsanteil ausbezahlt bekommen,

weshalb wir trachteten, Ing. Goldner auszubezahlen und finanzielle Unterstützung von anderer Seite zu erlangen. Aus diesen Erwägungen suchte Dr. Paul Lazarsfeld, der seit dem Jahre 1933 in Amerika weilte, ungefähr im September 1935 anlässlich eines Aufenthaltes in Paris (Internationaler Philosophenkongreß) das Interesse eines ihm von dem vorerwähnten Kongresse bekannten Dr. Hermann Spitzer zu erwecken.

Aus dem polizeilichen Verhör Heinrich Faludis:

Dr. Paul Lazarsfeld hatte gelegentlich eines Vortrages in Paris den Generalsekretär des Internationalen Warenhausverbandes, Dr. (Heinrich) Maria G. Spitzer in Paris wohnhaft, kennengelernt und interessierte sich dieser für die Forschungsstelle. Er faßte den Plan, Exposituren in Paris, in der Schweiz, in den nordischen Staaten und in der C. S. R. fußend auf der österr(eichischen) Schule (Bühler-Lazarsfeld) zu gründen. April 1936 fuhr Dr. Spitzer nach Wien und studierte durch ungefähr 3 Wochen die Tätigkeit der Forschungsstelle.

Von ungefähr 5. Dezember bis Ende Jänner 1936 weilte ich wissenschaftlicher Arbeiten wegen in Frankreich, Belgien und Holland. In Paris suchte ich Dr. Hermann Maria Spitzer, der dortselbst wohnhaft ist und der Generalsekretär einer internationalen Warenhausvereinigung ist, auf und suchte ihn für die Arbeit der Forschungsstelle zu interessieren, nachdem er bereits früher durch meinen gewesenen Mann — die Ehe war im Frühjahr 1934 getrennt worden — in Fühlung getreten war ... Im Mai oder Juni 1936 kam Dr. Spitzer nach Wien, prüfte die Einrichtungen und die Tätigkeit der Forschungsstelle und erklärte sich sohin bereit, sich an der Forschungsstelle mit einer Einlage von 10.000 S gegen eine Gewinnbeteiligung von 25% zu beteiligen. Um eine Gewähr für eine rationelle Führung zu haben, stellte er als Vertragsbedingung auf, daß Dr. Benedikt Kautsky als sein Gewährsmann der Arbeitsgemeinschaft beitrete. Dieser Vertrag kam tatsächlich zustande.

Aus dem polizeilichen Verhör mit Heinrich Faludi:

Mitte Juni 1936 wurde dahingehend ein Vertrag abgeschlossen, daß Dr. Spitzer der Forschungsstelle einen Betrag in Höhe von 10.000 S zur Verfügung zu stellen hätte. Mit diesem Betrage sollte die Einlage des Ing. Goldner zurückbezahlt werden, außerdem sollte ich und Frau Dr. Lazarsfeld ein Darlehen in der Höhe von zusammen 1.000 S erhalten. Der Rest sollte als Betriebskapital verbleiben ... An dem Reingewinn waren zu gleichen Teilen ich, Frau Dr. Lazarsfeld, Dr. Kautsky und Dr. Spitzer beteiligt.

Im Jahre 1932 (richtig 1933 — Anm. TV) war ... bei Hirzl in Leipzig ... die „Arbeitslosen von Marienthal“ erschienen. Diese Arbeit hatte auch der Professor der New Yorker Universität Dr. Max Horkheimer gelesen und in einem Schreiben im Frühjahr 1935 mich ersucht, mit ihm in Paris gelegentlich zusammenzutreffen. Wie ich bereits angegeben habe, weilte ich Ende Dezember 1935, anfangs Jänner 1936 in Paris und war Professor Dr. Hork-

heimer über meine Verständigung ebenfalls nach Paris gekommen, wo ich mit ihm zusammentraf.

Gelegentlich dieses Zusammentreffens erzählte ich ihm von einer neuen Arbeit „Die Denkgewohnheiten“ und machte er mir den Vorschlag, diese Arbeit auf eine breitere Basis zu stellen ... Horkheimer trug mir zwei Arbeiten auf und zwar eine über die Autorität in den Wiener Familien und eine zweite über Denkgewohnheiten.

Der Zweck dieser zweiten Arbeit war, den Einfluß von äußeren Ereignissen auf die Wandlungen im Denken festzustellen ... Ich (habe) mich bereits vor meinem Zusammentreffen mit Prof. Dr. Horkheimer ... mit (dieser) Arbeit ... beschäftigt. Für diese Arbeit habe ich verschiedene Befragungen selbst durchgeführt ... In meiner angeführten Arbeit wollte ich untersuchen, ob das Denken der Menschen auch durch andere als intellektuelle Einflüsse beeinträchtigt (richtig wohl: beeinflusst — Anm. TV) werde ... Ich wandte mich an Personen meines Bekanntenkreises, Verwandte, Freunde und Studenten. Ich stellte an diese Personen drei Fragen und zwar „Was ist Sozialismus?“, „Was erwarten Sie sich vom Sozialismus?“ und „Wie sind Sie zum Sozialismus gekommen?“. Es war mir nun darum zu tun, in dieser Arbeit nachzuweisen, daß die Einstellung des einzelnen zum Sozialismus nicht ein Produkt einer gedanklichen Überlegung ist, sondern von den äußeren Umständen beeinflusst wird ... Nach meiner Rückkehr nach Wien begann ich ungefähr im Februar 1936 mit der Sammlung des notwendigen Materials. Ich arbeitete zuerst das Ergebnis der letzten Volks- und Betriebszählung durch. Dann wandte ich mich an Bekannte ... Ich wollte dann durch Sammlung von entsprechendem Material feststellen, ob die Arbeiterschaft infolge der politischen Ereignisse in Österreich ihre Gesinnung geändert hatte oder nicht. Auch durch die Feststellung der in den einzelnen Betrieben bei der E. G. (i. e. die schuschniggtreue Zwangseinheitsgesellschaft — Anm. TV) Organisierten und die Vergleichung dieser Ziffer mit den Ergebnissen der gewerblichen Betriebszählung aus dem Jahre 1930 wollte ich ergründen, ob die Organisierbarkeit zu- oder abgenommen hat. Außerdem lag es mir daran, festzustellen, ob eine Verschiebung in der Einstellung zum Sozialismus oder Kommunismus eingetreten ist ...

Frau Dr. Käthe Leichter kenne ich schon seit einer Reihe von Jahren. Meine Beziehungen aus der Zeit waren teils persönlicher und teils politischer Natur. Nach den Februarereignissen 1934 verließ sie Wien und dürfte sich ungefähr ein Jahr in Basel oder Zürich aufgehalten haben. Glaublich im Jahre 1934 erhielt Dr. Käthe Leichter durch Vermittlung Prof. Dr. Horkheimers die Durchführung der Recherchen für die Arbeit „Die Autorität der Eltern in der

Schweizer Familie“ in der Schweiz übertragen. Den Auftrag zu dieser Arbeit erteilte das „Institut des Recherches Sociales“. Die wissenschaftliche Leitung dieses Institutes befindet sich in New York in Händen Prof. Horkheimers und Dr. Polloks. Die administrative Leitung hat glaublich Frau Favez in Genf inne. Das genannte Institut wird von einer privaten Stiftung dotiert und ist der Stifter ein gewisser Weil ... Anschließend an die Erhebungen in der Schweiz wurden die gleichen Erhebungen durchgeführt in Frankreich und Österreich. Es wurden in jedem der genannten Länder ungefähr 1.000 Befragungen durchgeführt. In Österreich unter anderem in Mittelschulen, bei den Teilnehmern der Aktion „Jugend in Not“, „Jugend in Arbeit“. Dr. Horkheimer wies Dr. Käthe Leichter an, sich mit ihm in Verbindung zu setzen, damit ich die Statistischen Arbeiten übernehme, in denen sie nicht besonders gewandt ist. Als Frau Dr. Käthe Leichter anfangs 1935 wieder nach Wien zurückkehrte, stand ich mit ihr dauernd in wissenschaftlicher Verbindung. Diese Verbindung bestand bis in die letzte Zeit ...

Seit ungefähr Anfang Oktober 1936 bin ich gemeinsam mit Dr. Käthe Leichter mit der Arbeit „Einfluß der Arbeitslosigkeit auf die Autorität der Eltern“ beschäftigt ... Es besteht der Plan, bei 100 arbeitslosen Familien in Wien die betreffenden Erhebungen durchzuführen. Diese Erhebungen werden von Dr. Käthe Leichter und Ludwig Wagner, Anschrift unbekannt, durchgeführt ...

Die gelegentlich der Leibesvisitation bei mir vorgefundenen Druckschriften habe ich, wie ich bereits angegeben habe, einen Tag vor meiner Festnahme von einem Freund erhalten dessen Namen ich auf keinen Fall angebe. Das Material wurde mir von diesem Mann in die Forschungsstelle gebracht und dort übergeben ... Wie ich bereits bei meiner zweiten Befragung angegeben habe, bekenne ich mich auch heute schuldig, in der von mir geleiteten Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle eine Poststelle für die R. S. (i. e. Revolutionäre Sozialisten) unterhalten zu haben. Glaublich im Juli 1936 suchte mich ein mir schon seit langem bekannter Sozialist auf und forderte mich auf an der illegalen Arbeit der R. S. aktiv mitzuwirken. Schon aus Zeitmangel — ich war nämlich damals mit beruflicher Arbeit überhäuft — lehnte ich eine aktive politische Tätigkeit ab. Der Bekannte, dessen Name ich nicht nennen will, bat mich nun, daß ich zumindest gestatten möge, daß Briefe von Parteigenossen an die Adresse der Forschungsstelle unter meinem Namen an ihn geschickt werden. Ich kam diesem Wunsche nach. Den Inhalt der Briefe kannte ich jedoch in keinem einzigen Fall ...

Es ist richtig, daß ein Teil der wissenschaftlichen Mitarbeiter und der Rechercheure links orientiert ist.

Dies deshalb, weil sich ja mein gesamter Bekanntenkreis aus Personen zusammensetzt, die soz(ial)dem(okratisch) orientiert sind. Es ist daher selbstverständlich, daß ich, wenn mich meine Bekannten um einen Posten angehen, diese, wenn sie geeignet sind, beschäftigte ... Der Betrieb wurde so geführt, daß mir neben mehreren Kanzleikräften auch wissenschaftliche Mitarbeiter zur Seite standen. Die Mitarbeiter der letzten Zeit sind im Polizeiprotokoll angeführt. Die erforderlichen Erhebungen ließ ich durch Rechercheure, die ich zu diesem Zweck aufnahm, durchführen ... Die Arbeiten, die von Seiten der Forschungsstelle durchgeführt worden sind, erfordern eine derart intensive Tätigkeit, daß der von mir eingerichtete Bürobetrieb mit der Durchführung der gestellten Aufgaben voll und ganz in Anspruch genommen ist. Wenn mir daher vorgehalten wird, daß der Verdacht besteht, daß die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle eine Tarnung für eine dahinter stehende sozialistische oder kom(munistische) Organisation darstelle, so bestreite ich dies.

Nachbemerkung: Mit dieser Verantwortung, mit der Marie Jahoda zum einem die Verantwortung vor dem Untersuchungsrichter zur Gänze auf sich nahm, zum anderen durch ein Teilgeständnis das Strafausmaß so niedrig als möglich zu halten suchte, kam sie indes nicht durch, nachdem eine gerichtlich angeordnete Öffnung eines von ihr im Auftrag des Führers der illegalen Revolutionären Sozialisten, Josef Buttinger, gemieteten Bankschließfaches neues belastendes Material ergab.

Gegen Marie Jahoda, seit 27. November 1936 in Haft, und Maria Schneider wurde im Frühjahr 1937 Anklage wegen Unterstützung einer illegalen sozialistischen Organisation, „deren Zweck es ist, auf ungesetzliche Weise die Selbständigkeit, die verfassungsmäßig festgestellte Staats- und Regierungsform und verfassungsmäßige Einrichtungen Österreichs zu erschüttern“, erhoben und Jahoda nach einem Prozeß am 1. Juli 1937 zu drei Monaten Gefängnis und ein Jahr Schutzhaft verurteilt. Ein Gnadengesuch ihrer Mutter wurde abschlägig beurteilt. Erst aufgrund zahlreicher Interventionen namhafter ausländischer Sozialwissenschaftler und Hilfsorganisationen, die sich seit Jänner 1937 um ihre Freilassung bemühten, gab die Regierung Schuschnigg schließlich dem internationalen Druck nach, „um diesen uns in der öffentlichen Meinung der westlichen Länder höchst belastenden Fall möglichst bald zu liquidieren“ und setzte sie am 15. Juli 1937 auf freien Fuß. Allerdings unter der Auflage Österreich binnen 24 Stunden zu verlassen.

Am nächsten Tag verließ Marie Jahoda Österreich in Richtung England, wo sie — und später in den USA — ihre wissenschaftliche Laufbahn erfolgreich fortsetzte.

Die Zusammenstellung der Dokumentation beruht auf den von Marie Jahoda bzw. Heinrich Faludi im Verlauf der polizeilichen und gerichtlichen Verhöre gemachten eigenen Aussagen. Aus Gründen einer zusammenhängenden Darstellung sowie um Wiederholungen zu vermeiden, wurden die Aussagen unterschiedlichen Datums so aneinandergereiht, wie es dem Sinn, Zusammenhang und chronologischen Ablauf entsprach. Zahlreiche Wiederholungen und weniger präzise Aussagen wurden weggelassen bzw. durch präzisere ersetzt. Offenkundige Verschreibungen und kleine stilistische Fehler im Protokoll stillschweigend berichtet.

Literatur:

Josef Buttinger, *Das Ende einer Massenpartei — Am Beispiel Österreichs*, Frankfurt 1972.

Marie Jahoda, *„Ich habe die Welt nicht verändert“*, Gespräch mit Matthias Greffrath, in: M. Greffrath, *Die Zerstörung einer Zukunft — Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern*, Reinbek 1979.

Paul Lazarsfeld, *„Eine Episode in der Geschichte der empirischen Sozialforschung“*, in: T. Parsons, E. Shils, P. F. Lazarsfeld, *Soziologie autobiographisch — Drei kritische Berichte zur Entwicklung einer Wissenschaft*, Stuttgart 1975.

Paul Neurath, *Paul F. Lazarsfeld 1901—1976 — und die Entwicklung der empirischen Sozialforschung*, vervielf. Typoscript, Wien (nicht gedruckt).

Friedrich Scheu, *Ein Band der Freundschaft — Schwarzwald-Kreis und Entstehung der Vereinigung sozialistischer Mittelschüler*, Wien-Graz-Köln 1985.

Herbert Steiner, *Käthe Leichter — Leben und Werk*, Wien 1973.

Hans Zeisel, *L'école viennoise des recherches de motivation*, in: *Revue française Sociologique* 9 (1968) 3—12.

Rezensionen

STEFAN RIESENFELLNER: *Der Sozialreporter: Max Winter im alten Österreich*. Hrsg. vom Verein kritische Sozialwissenschaft und Politische Bildung. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1987, 278 Seiten.

50 Jahre nach seinem Tod wird das Werk des frühen österreichischen Sozialreporters — der Reportagesammler und -theoretiker Friedrich G. Kürbisch bezeichnet ihn als Entdecker des Genres — und sozialdemokratischen Politikers Max Winter in angemessener Weise gewürdigt. Das vorliegende Buch des Grazer Historikers und Germanisten Stefan Riesenfellner, das eine Fortführung seiner Diplomarbeit darstellt, gibt der Winter-Rezeption wichtige neue Impulse. Bisher konnte diese lediglich auf einen 1982 von Helmut Strutzmann edierten Band: „Das schwarze Wienerherz“ mit ausgewählten Sozialreportagen zurückgreifen. Wie zufällig und marginal eine solche Auswahl notgedrungen sein muß, macht allein die stattliche Zahl von 1.500 Reportagen, die Winter im Laufe seiner Tätigkeit verfaßt hat und seiner 24 Bücher und Broschüren deutlich.

Riesenfellner geht es in seiner Studie nicht um kommunikationshistorische bzw. genretheoretische Fragen, sein Anspruch ist vielmehr, am Beispiel der Sozialreportagen Max Winters aufzuzeigen, daß die in den letzten Jahren in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften wiederentdeckten „weichen“, qualitativen Forschungsverfahren in sozialen Reportagen ihre Vorläufer, ihren Ursprung hatten. Der Sozialreporter fungiert so verstanden als „oral historian“, der „ganz bestimmte Lebens-, Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsformen überliefert, die den Blickwinkel geschichtswissenschaftlicher Alltagsforschung um ein kleines erweitern können.“ (S. 1) Mit der Erforschung der Alltagsgeschichte haben die Rechercheure des Alltags, die Reporter, sowohl den Alltag als Thema als auch die Erfahrungsgeschichte der Betroffenen gemeinsam. Auch die Vorgangsweise zeigt deutliche Parallelen dieser beiden Bereiche. „Durch Interviews mit den Betroffenen und Zeugen wird die Quelle im Akt der Befragung gemeinsam erarbeitet.“ (S. 2) Für den heutigen Alltagsgeschichtsforscher stellt die Sozialreportage somit eine wichtige Quelle dar, eine Illustration der akademischen Geschichtsschreibung.

Winters Lebensthema war die „soziale Frage“. Über die ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in großer Zahl angefertigten Staatsstatistiken und Enqueten zu sozialen Problemen, die v. a. Angaben zur Lebenssituation der Arbeiterfamilien in Form von Untersuchungen mittels standardisierter Fragebögen erhoben, gingen seine Arbeiten weit hinaus. Er suchte die Betroffenen auf, lebte mit ihnen, verwendete zeitgenössische sozialwissenschaftliche Texte als Material- und Datenreservoirs für seine Reportagen, zog sie mit dem Ziel heran, durch die exakte Beschreibung von Einzelschicksalen die Lebensumstände von Gruppen und sozialen Schichten darzustellen und zu präzisieren. Hohe Authentizität erreichte Winter durch die ausführlichen Vor-Ort-Recherchen, durch die Integration offiziellen Datenmaterials, wissenschaftlicher Untersuchungsergebnisse. Gerade die Mischung aus subjektiver, emotional gefärbter und tendenziell ausgerichteter Beschreibung der sozialen Milieus auf der einen Seite und der objektivierenden, die Einzelschicksale in den größeren sozialen Zusammenhangbettenden und mit exaktem Daten- und Quellenmaterial erfolgenden Beweisführung seiner sozialen Anklagen andererseits, ergab Reiz und sozialreformerische Wirkung seiner Reportagen. Sie sind — verglichen mit den zeitgenössischen Berichten der Arbeits- und Gewerbeinspektoren — mit persönlicher Anteilnahme versehene

und aus sozialem Engagement entstandene „Inspektionsreisen ins Innere der Monarchie.“ Diese Inspektionsreisen führten ihn noch vor der Jahrhundertwende zu den Webern nach Mähren und Schlesien, zu den Arbeitern der nordböhmischen Glas- und Porzellanmanufakturen, zu den böhmischen Landarbeitern und Holzknechten und in die obersteirischen Industriegebiete, zum Erzberg und in die Donawitzer Eisenwerke. Gerade bei diesen Reportagen weist Riesenfellner zu Recht auf Formen der „kollektiven Recherche“ hin, die Winter anwendete, indem er die Berichte der Vertrauensleute und Gewerkschafter sowie deren Forderungskataloge in seinen Sozialreportagen ausführlich berücksichtigte. Diese Auskunftspersonen waren sozusagen die Winter'schen Hilfsrechercheure vor Ort. Seine Arbeitsmethode war die teilnehmende Beobachtung, die durch sein dezidiertes soziales Engagement zur anteilnehmenden Beobachtung geriet.

Das ist ein Problembereich, den Stefan Riesenfellner im Laufe seiner Arbeit nur kurz thematisiert: daß nämlich gerade die Tendenz und Subjektivität seiner Arbeiten zwar für erhöhte Wirkung bei seinen Zeitgenossen gesorgt hat, vom modernen Alltagsgeschichtsforscher allerdings kritische Distanz gegenüber diesem Quellenmaterial notwendig macht. Darüber hinaus bieten die Reportagen Max Winters eine Fülle von Informationen über das Alltagsleben der Untersuchten, ausführliche Beschreibungen der Haushaltsbudgets, des Inventars, der Wohnungsverhältnisse, der Ausgaben für Kleidung, Lebensmittel etc.

Ein zweiter großer Themenkomplex des Winter'schen Werkes waren die Lebensbedingungen der Außenseiter der großstädtischen Gesellschaft. Die Arbeiten über Wohnungselend, Obdachlose, Hausierer, Bettler etc. zeigen denselben methodischen Zugriff wie die Berichte aus der Arbeitswelt. Teilnehmende Beobachtung blieb bei Winter keineswegs passives Forschungselement, sondern wurde als politisches Handeln, als eine Form der einwirkenden Teilnahme verstanden. Eingreifen und Teilnahme gingen bis hin zur spontanen Organisation von Demonstrationen, zugleich aber blieb die für die spätere Beschreibung notwendige Wahrung des distanzierten Überblicks unabdingbare Voraussetzung für seine Sozialreportagen. Um in den entsprechenden Milieus arbeiten zu können, mußte er, um unerkannt zu bleiben, in Rollen schlüpfen. Diese Rollenreportagen, etwa als Bettgeher, Kolporteur von Schundromanen, Kullissenschieber im Burgtheater, als Begleiter der „Strotter“ durch das Wiener Kanalnetz auf der Suche nach verwertbaren Abfällen, als Eisenbahner am Westbahnhof usw. erhöhten nicht nur die Beschreibungsqualität, sie sicherten auch höchste Wirklichkeitsnähe durch ungekünsteltes, natürliches Verhalten der Beobachteten. Die häufige Nennung von Orts-, Firmen- oder Personennamen war ein eminent wichtiger Faktor in seinen Sozialreportagen, denn in den offiziellen Sozialstatistiken und Gewerbeinspektorsberichten war es verboten, diese Namen und Fakten zu nennen. So blieb in den offiziellen Berichten zwar die Schilderung eines allgemeinen tristen Bildes, aber erst die faktenbetonte Konkretisierung ermöglichte effektive Verbesserungsvorschläge.

Stefan Riesenfellner hat mit Umsicht und großem Aufwand jene Teile der Reportagen nachrecherchiert, die die objektivierbaren Daten und Fakten, den größeren gesellschaftlichen Kontext, betreffen. Er suchte dazu vor allem die zeitgenössischen Quellen auf. Es gelingt ihm, die Bedeutung der Sozialreportage für Alltagsgeschichtsforschung als brachliegende Chance, authentische Zeitberichte zu erhalten, aufzuzeigen. Mit seinem Buch hat er im Bereich der Alltagsforschung eine Lücke geschlossen und für — hoffentlich bald — nachfolgende kommunikationswissenschaftliche Forschungen zu Person und Werk Max Winters bzw. der Sozialreportage ein hervorragend bearbeitetes Terrain hinterlassen.

Hannes Haas

CHRISTINE LEINFELLNER: *Das Bild der Frau im TV*. Salzburg: Wolfgang Neugebauer Verlag 1983, 120 Seiten.

Entgegen den herrschenden Schreibgewohnheiten bei Rezensionen sollte das Ergebnis der vorliegenden Studie, die als Projektstudie von Frau Leinfellner im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung angefertigt worden war, an die Spitze der folgenden Zeilen gestellt werden:

„Die Analyse der für das gesamte Programm von FS 1 repräsentativen 120 Stunden zeigte zwar kein einheitliches, jedoch ein in der Tendenz konservatives Frauenbild, sofern Frauen überhaupt vorkamen; sie waren nämlich im untersuchten Programm sowohl bei der Gestaltung und Präsentation der Sendungen als auch in der Präsenz und Darstellung kraß unterrepräsentiert“ (S. 109).

Anhand eines Samples aus 14 repräsentativen Programmtagen des ORF (FS1) zwischen dem 7. Januar und dem 23. Juni 1980 sollten vier Sendekategorien — Nachrichten, Non Fiction (Sendungen ohne Spielhandlung) sowie Quiz und Shows beziehungsweise Fiction (Sendungen mit Spielhandlung) inhaltlich sowohl quantitativ als auch qualitativ analysiert werden.

Der Vorzug der vorliegenden Monographie liegt sicherlich in ihrem klaren und konzisen Aufbau, der eine schlüssige Interpretation in der oben zitierten Weise durchaus zuläßt, wobei jedoch der soziologische Einführungsteil über die Rollen der Frau in der österreichischen Gesellschaft, aber auch über die Inhaltsanalyse als Methode der empirischen Sozialforschung etwas knapper gestaltet wurde.

Dies ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Detailergebnisse seriös untermauert werden. Während in den Nachrichten sowohl bei Gestaltung, Präsentation als auch Thematisierung Männer fast ausschließlich dominierten, wandten sich die Non Fiction Sendungen zu einem Drittel an Frauen, um ihnen aber diese Themen durch einen Männerfilter zu präsentieren (Gestaltung dominiert durch männliche Redakteure und Regisseure, bei der Präsentation/Moderation lag der Frauenanteil bei 20% bis 30%).

Fast 50% des Buches sind der detaillierten Analyse der Fiction-Sendungen gewidmet, die jedoch das Endergebnis nur umso stärker unterstrichen: „Von 42 erkennbaren Autoren waren sechsmal sovielen Männer wie Frauen — diese gestalteten nur Kinder- und Familien-Sendungen — unter den 31 Regisseuren gab es keine einzige Frau!“ (S. 99). Dieses „männliche“ Übergewicht setzte sich bei den Hauptrollen (2:1) fort, der „Nebenrollenanteil“ lag mit 40% höher, was wiederum der gesellschaftlichen Reflexion entsprach. Die „unterdrückten“ Perzeptionen wurden auch durch die Tatsache gefördert, daß Frauen im Vergleich wesentlich jüngere Charaktere darstellen mußten.

Bei diesem Kapitel wurde auch versucht, in Form der Fremdproduktionen zumindest ansatzweise einen internationalen Maßstab in die Analyse miteinzubeziehen, wobei „das Bild der Frau in den Eigenproduktionen des ORF eher hausbacken und das seiner Fremdproduktionen eher mondän war“ (S. 101). So unglaublich es klingen mag, aber die Eigenproduktionen des ORF im Untersuchungszeitraum stellten Frauen grundsätzlich unter negativen Vorzeichen dar: Kein Urlaub, unattraktiv, unintelligent, bescheiden lebend, ohne Abenteuer — Sex war ebenso wenig ein Thema wie Karriere, Politik, Kunst, Emanzipation u. a.

Wie wenig sich jedoch Entscheidungsträger wie der damalige Generalintendant Bacher von derartigen Ergebnissen beeindrucken ließen, zeigt sein schriftliches Statement zu der vorliegenden Publikation: „die ganze ‚Studie‘ ist einseitig ... sie ist eben keine wissenschaftliche Studie, sondern eine mediale Adaptierung von Vorurteilen.“ Es erscheint das Hauptverdienst der Studie — abgesehen von den wissenschaftlichen Ergebnissen — Ignoranz und völlige Unfähigkeit, sich kritisch mit

Medienforschung auseinanderzusetzen, am Beispiel Gerd Bachers deutlich gemacht zu haben, wobei ein Vergleich mit der Bundesrepublik sowie anderen Ländern (USA) sicherlich noch mehr die patriarchalische Situation im Fernsehen (am und hinter dem „Schirm“) verdeutlicht hätte.

Oliver Rathkolb

DANIELA JENTZSCH / GABY SCHILCHER: *Ein Leben ohne Lobby? Die berufliche Situation der Journalistinnen 1945—1985*. In: *Medienjournal*. 1987, (sowie der umfassende Beitrag der beiden Autorinnen bei HEINZ FABRIS und FRITZ HAUSJELL: *Medien und Kommunikationskultur in der Zweiten Republik*, Teil 2: *Journalistische Kulturen*. Forschungsprojekt beim Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung. Wien 1987.

Es ist zwar nicht ungewöhnlich, daß Zeitschriftenaufsätze bzw. noch nicht publizierte Forschungsprojekte rezensiert werden, aber die bisher vernachlässigte Frauenliteratur im Medienbereich rechtfertigt diese Vorgangsweise, um den aktuellen Stand jener Diskussion wiederzugeben, die von Elisabeth Zaunbauer (*Die Stellung der Frau in der Wiener Tagespresse in der Zweiten Republik zwischen 1945 und 1960*, phil. Diss. Wien 1965) begonnen und von Hans Heinz Fabris/Herta Kreuzhuber (*Das internationale Jahr der Frau 1975 und die Darstellung von Frauenthemata in den österreichischen Massenmedien*, Wien 1976) in umfassenderer und wirksamerer Weise fortgesetzt wurde.

Die beiden Verfasserinnen setzten sich zwar primär mit der aktuellen beruflichen und privaten Situation von festangestellten Journalistinnen bei österreichischen Tageszeitungen auseinander, versuchten aber auch historische Entwicklungen seit 1945 ansatzweise in die Diskussion miteinzubeziehen.

Ihre empirischen Ergebnisse untermauern die These, daß es im Journalismus einen „zweigeteilten Arbeitsmarkt“ gebe — 32% der befragten Journalistinnen befinden sich im Lokalressort, 14% in der Kultur, 11,7% in der Innenpolitik, 9% im „Wochenmagazin“ (Reise, Leserforum, TV, Lebenshilfe sowie zusätzlich die Frauenseite), 7% schreiben für das Wirtschaftsressort, nur je 5% für Außenpolitik, Chronik und Gericht und je 2,3% in anderen Bereichen (Regional, Weltspiegel, Politik, Marktmagazin).

Die Berufssituation beim ORF wurde auch mit historischen Vergleichen bereichert: Während 1955—1964 von den 9,7% beschäftigten Frauen lediglich 2,8% als Redakteurinnen arbeiten durften, war 1982 bereits rund ein Drittel der ORF-Beschäftigten Frauen — jedoch überwiegend in den unteren Gehaltsstufen eingeordnet. Trotzdem gab es 1986 nur 9% Redakteurinnen, und von den 108 leitenden Redakteuren/innen sind zwei Frauen.

Daß sich Frauen in gleicher Weise für diesen Beruf eignen wie Männer beweisen die Zahlen aus dem Jahre 1942 — 18,1% weibliche Wiener Tageszeitungsjournalisten; 1945—1947 wurde dieser Anteil wieder gesenkt und variierte zwischen 3,6% (ÖVP-Parteipresse) und 5,2% (SPÖ-Parteipresse).

Die Verfasserinnen haben 1985 85 Fragebögen an die österreichischen Tageszeitungsjournalistinnen geschickt und rund 51% der angeschriebenen Journalistinnen haben geantwortet (dies entspricht einem Drittel aller österreichischen Tageszeitungsjournalistinnen). Es zeigte sich, daß heute Journalistinnen meist eine wesentlich „bessere“ Ausbildung benötigen, um sich durchsetzen und aus dem Lokalressort in andere Bereiche aufsteigen zu können. Überdies werden selbst Ressortleiterinnen stärker beansprucht als ihre männlichen Kollegen, da sie häufig ihr Ressort allein betreuen müssen. Die Diskriminierung von Frauen zeigt sich auch am Frauenanteil in der Gewerkschaft KMF/Sektion Journalisten: 14,4% (bei den fest Angestellten) und 22,3% (bei den freien Mitarbeitern/innen).

Ein essentielles Kapitel der Analysen betrifft die private

Situation der Tageszeitungsjournalistinnen wobei auch Ernst Schmiederer (*Lebenskultur von Journalisten*, im selben Forschungsbericht) die Ergebnisse der Autorinnen stützt: 59% der Journalisten sind verheiratet, 37% der Frauen in diesem Beruf, ein deutliches Indiz für die Mehrfachbelastung von Frauen und den Mangel an geregelter Freizeit.

Dem bitteren Resümee der Autorinnen dieser vielschichtigen und umfassenden Beiträge kann der Rezensent nur zustimmen, und es bleibt zu hoffen, daß sich die gesellschaftlichen Realitäten allmählich in Richtung Gleichberechtigung ändern werden:

„Da diese Mehrfachbelastung und damit Schlechterstellung der Frauen in der Arbeitswelt zum weiblichen Alltag gehört, bedarf es einer Veränderung der gesellschaftlichen Normen und der von der Gesellschaft geschaffenen Rollenklischees.“

Oliver Rathkolb

DER GUTE RAT

ist für Arbeiter und Angestellte kostenlos

Die Arbeiterkammern sichern den Arbeitern und Angestellten nicht nur ein Mitspracherecht in allen Fragen der Wirtschaftspolitik, der Sozialpolitik und der Kulturpolitik. Die verschiedensten Fachleute stehen auch jedem einzelnen Arbeiter und Angestellten mit ihrem Rat zur Verfügung.

Die Kammern für Arbeiter und Angestellte bieten

- Beratung in arbeitsrechtlichen Angelegenheiten (z. B. Urlaubsrecht, Kündigungsschutz usw.)
- Beratung in sozialversicherungsrechtlichen Angelegenheiten (z. B. Krankenversicherung, Pensionsversicherung usw.)
- Beratung in Lohnsteuerfragen
- Hilfe für ratsuchende Konsumenten
- Beratung über Bildungsmöglichkeiten

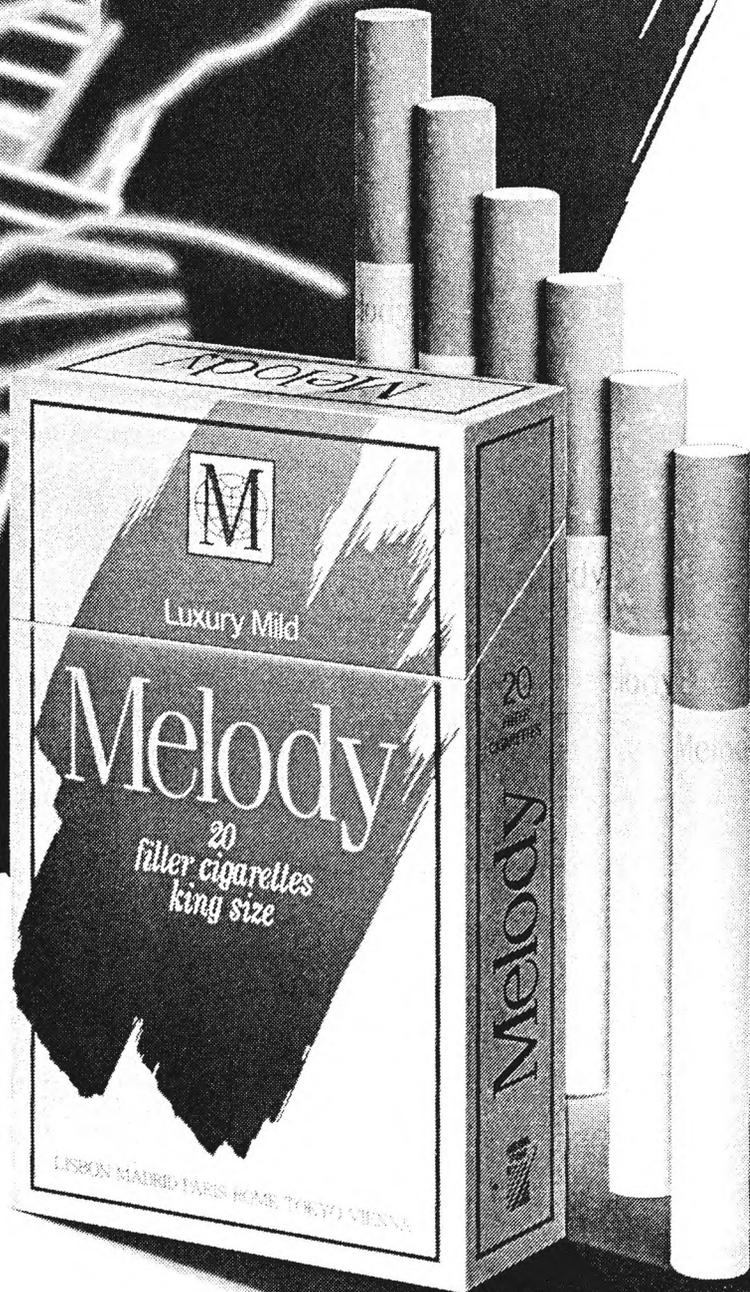


DIE ARBEITERKAMMERN WURDEN GESCHAFFEN, UM ARBEITERN UND ANGESTELLTEN ZU DIENEN.

ist ok.

Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien
A-1040 Wien, Prinz-Eugen-Straße 20-22, ☎ 65 37 65

GESCHMACK BESTIMMT DIE HARMONIE



TABAKSOUND
IN MILD UND LEICHT

P. b. b., Verlagspostamt 1010 Wien und 1070 Wien. Erscheinungsort Wien

Bei Unzustellbarkeit bitte zurück an:
Medien & Zeit — 1014 Wien, Postfach 208